BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friese, Johannes,

Neue Vaterländische Geschichte der Stadt Straßburg und des ehemaligen Elsaß
es Von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1791

Bd.: 3

Straßburg (1792)

Als. 214 h-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10253245-6
VD18 90032950

Als. 214 h-3

0

<36601381000019
<36601381000019
Bayer. Staatsbibliothek

Fg|90|40620

Marcus Otto.

Neue
Vaterländische Geschichte
der Stadt Straßburg
und des ehemaligen Elsaßes.

Von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1791.

von

Johannes Friese,

Jugendlehrer.

Im vierten Jahr der Freiheit.

Dritter Band.

Straßburg,

gedruckt und in Commission zu haben, bei Lorenz und Schuler, wie auch in allen Buchhandlungen.

1792.

B S B.
MÜNCHEN

Vorbericht des dritten Bandes.

Hiemit folgt nun die erste Hälfte des dritten Bandes oder das fünfte Heft. Gerne hätte ich diese Abtheilung bis 1681, da sich unsere Vaterstadt an Frankreich ergab, fortgeführt: allein — je mehr sich die Vaterländische Geschichte unsern Zeiten nähert, je reichhaltiger und wichtiger ist sie, für uns und unsere Nachkommen! soll ich sie jezt, Kürze halben, noch mehr zusammen drängen, und dadurch ihrer Deutlichkeit und Brauchbarkeit schaden? Ich kannte unsere Geschichte nicht, da ich anfieng sie zu beschreiben: und hätte ich sie damalen gekannt, so würde mir die Lust, diese Arbeit zu übernehmen, wohl vergangen seyn. Seit 167 Jahren ist keine Straßburger Chronik mehr im Druck erschienen, ohne die Local-Geschichte des Herrn Silbermanns, die aber in wenig Händen ist — und sicher wird auch in vielen folgenden Jahren kein Buch dieser Art zum Vorschein kommen: ich achtete es daher für meine Pflicht, allen Zwang aufzuheben, um diesem Buch die zweckmäßigste Vollständigkeit und Brauchbarkeit zu verschaffen. Meinen Lesern wird es in diesem Fall wohl nicht darauf ankommen, ob sie einige Schillinge mehr oder weniger anwenden, wenn ein Viertes Bändgen kommen sollte.

Daß ich in diesem Abschnitt vieles von der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs habe mit einfließen lassen, welches doch eigentlich nicht hieher gehörte, geschahe bloß, um unsere Vaterländische Geschichte desto verständlicher zu machen. Ich weiß es, daß ein großer Theil meiner Leser von jenem merkwürdigen Kriege nichts Gründliches weiß;

diesen zu lieb, mußte ich jene Hauptgeschichte etwas umständlicher erzählen, um die Schicksale, welche unser liebes Vaterland betroffen haben, dadurch in ein helleres Licht zu setzen.

Das Bildnis unsers unvergeßlichen und um Straßburgs Geschichte so hoch verdienten Silbermanns ist nun auch dem Griffel des Künstlers entrückt, und kann den Herren Liebhabern, um den zuvor bestimmten Preiß, zu 12 Sols, abgeliefert werden. Ich hatte das Vergnügen nicht, den wackern Mann von Person zu kennen, kann also auch über dessen Bildnis nicht urtheilen; aber Männer die ihn kannten versichern mich, es sey sehr kenntlich, wenigstens ist es dem Portrait in Oelfarben, von dem es abcopiert ist, getreu.

Noch etwas muß ich meinen Lesern bekannt machen. Einer unserer schätzbarsten Mitbürger, ein liebevoller, menschenfreundlicher Mann, dessen Namen ich aber nicht öffentlich nennen darf, hat sich aus eigener Bewegung anheischig gemacht, um das Andenken unserer größten Männer zu ehren, einige derselben in Kupfer zu stechen. Wirklich ist das wohl getroffene Bildnis des berühmten Städtmeisters, Jakob Sturms fertig, und schon arbeitet derselbe an dem Portrait des ersten Rektors unserer hohen Schule, Johannes Sturm. Dieses wäre also eine neue Zierde, für unsere Vaterländische Geschichte!

Den Buchbindern zur Nachricht ist noch beizufügen, daß Jakob Sturms Bildnis dem Titelblatt des zweiten Bandes gegen über, Johannes Sturm aber, in eben dem Bande, Seite 229, und Daniel Speckle, Seite 311, eingeheftet werden muß.

Straßburg, den 23. Juni 1792.

Johannes Friese.

Inhalt
der Vaterländischen Geschichte
von 1600 bis 1681.

Die Geschichte Straßburgs und des ehemaligen Elsaßes, von dem Jahr 1600—1618.

Seite.

Zustand des Teutschen Reichs vor dem Anfang des dreißigjährigen Kriegs 1
Bruderhöfische Händel, fangen wieder an 1602. . 4
Hagenauischer Vertrag, 1604. 6
Leopold von Oesterreich, Bischof zu Straßb. 1607. 8
Unruhen im Elsaß, wegen der Jülichischen Erbschaft, 1609. 9
Die Evangelische Union, 1610. 10
Die Katholische Liga, 1611. 11
Krieg im Elsaß 12
Dachstein, Mutzig, Molsheim erobert . . 13
Rheinau verbrannt, Beinheim zerstört . . 14
Der Friede geschlossen 15
Mauritianische Stiftungen, 1608. 16
Der dicke Seiler und seine noch dickere Ehefrau . 17
Bischof Leopold macht einen Anschlag auf Straßb. 1614. 18
Jesuiten trachten nach dem Stift Jung St. Peter, 1616. 19
Leopold raubt der Stadt wichtige Schriften, 1617. 20
Religions-Veränderung in Ost, Schäfelsheim und Achenheim, 1618. 21

Gesch. des 30jährigen Kriegs von 1618 bis 1648.

Erzählung der Böhmischen Unruhen, 1618. . . 22
Anfang des Böhmischen Kriegs 28
Vorsichts-Anstalten in Straßburg, 1619. . . 30
Dekret wegen den Bürgerwachen . . . 32
Die Union und die Liga ziehen zu Felde, 1620. . 33
Ulmischer Vertrag 35
Unglückliches Ende des Böhmischen Kriegs . 36
Straßburgs Bürger schanzen am Wall 37

Inhalt.

Seite.

Munterer Fleiß der Studenten . . . 38
Muthwill eines Beckers gestraft . . . 39
Straßburg verläßt die Union, 1621. . . . 40
Aschaffenburgischer Vertrag mit dem Kaiser . 41
Stiftung der Universität in Straßburg . . 42
Graf Ernst von Mannsfeld plündert das Elsaß 43
Erobert Hagenau 44
Geldwucher bringt große Theurung, 1622. . . 45
Ursachen dieses Wuchers 46
Schlechtes Lob des Magistrats in Straßburg . 47
Große Klagen über die Kammer der H. Fünfzehner 48
Der Magistrat schlägt schlechtes Geld . . 51
Will damit alte Schulden bezahlen . . . 52
Bekommt viel Processe . . . . . . —
Reißt den Alleinhandel in Salz, Unschlitt und Oel an sich . . . . —
Unerhörte Preise der Lebensmittel . . . 53
Schröcklicher Brod- und Fleischmangel . . —
Schändliches Betragen des Magistrats . . 55
Großes Sittenverderben in Straßburg . . 56
Dem Geldwucher wird gesteuert, 1623. . . 57
Geschwinde Wohlfeile 58
Klagschrift auf der Kanzeltreppe . . . 59
Das Verhalten der Prediger 60
Reichsstädtischer Aristokratismus . . . 61
Zwo Armeen im Elsaß 62
Schöne That eines Zimmermanns . . . —
Fortsetzung der Böhmischen Händel, 1624. . . 63
Gewaltsame Aenderung der Religion in Hagenau . 64
Weissenburg und Landau verhalten sich klüglich —
Scharfes Urtheil über Hagenau . . . 65
Ein Kaiserl. Kommissarius in Straßburg . 66
Neue Auflagen 67
Die Schöffen geben dem Magistrat Verweise . 68
Bischof Leopold tritt in den weltlichen Stand, 1626. 69

Inhalt.

	Seite.
Fortsetzung des 30jährigen Kriegs bis 1629. . .	70
Kaiserliches Edikt wegen Zurückgabe der geistlichen Güter, 1629.	72
Desselben Wirkungen	73
in Augsburg	74
in Straßburg	—
Anfang des Schwedischen Kriegs, 1630. . .	75
Gustav Adolphs Siege in Teutschland . .	77
Die Protestanten fassen neuen Muth . .	78
verbinden sich aber nicht mit Schweden . .	—
Schwedens Bündnis mit Frankreich . .	—
Ursachen der Zerstörung Magdeburgs . .	79
Leipziger Bund	80
Strenge des Kaisers gegen die Protestanten .	82
Verbindung der Protestanten mit Schweden .	83
Leipziger Schlacht und Gustavs Sieg . .	85
Straßburg verbindet sich mit Schweden . .	89
Gustav Adolph dringt in Baiern ein . .	91
Eroberung des Elsaßes durch die Schweden, 1632.	92
Die Straßburgischen Dörfer verwüstet . .	93
Gustav Horn belagert Benfelden . . .	95
Bulachs tapfere Gegenwehr	96
Benfelden erobert	97
Gustav Adolphs Tod bey Lützen . . .	98
Belagerung von Schlettstadt	—
Zustand der Stadt Colmar vor der Belagerung .	99
Annäherung der Schweden	103
schlechte Vertheidigungs-Anstalten . . .	—
lächerliche Furcht	105
mislungene Kriegslist	107
Furchtsame Leute sehen Gefahr, wo keine ist .	108
Anfang der Belagerung Colmars . . .	109
Bestürzung der Bürger	111
Unentschlossenheit des Magistrats . . .	—
Kluger Rath eines Bürgers	112

Inhalt.

	Seite.
Unterhandlung mit Schweden angefangen .	114
wieder abgebrochen	115
Gemeinschaftliche Noth vereinigt Protestanten und Katholiken	116
Wankelmuth des Magistrats	117
Aufstand der Bürger gegen die Garnison . .	118
Uebergabe der Stadt an Schweden . . .	120
Veränderung des Magistrats	121
Breisach bloquirt	—
Verübte Grausamkeiten im Sundgau . . .	123
Schwedische Offiziere gemartert . . .	124
Schwedische Rache an den Bauern . . .	125
Heilbrunner Bündnis geschlossen und zerrissen, 1634.	126
Schlacht bey Nördlingen mit ihren Folgen .	128
Fürsten und Grafen fliehen nach Straßburg .	129
Bisthum Straßb. ergiebt sich in Frankr. Schutz, 1635.	131
Schweden übergiebt das Elsaß an Frankreich	132
Inhalt des Prager Friedens	133
Straßburg hält sich neutral	135
Herzog Bernhard v. Weimar kommt ins Elsaß, 1637.	136
Schlägt auf Straßb. Kosten eine Schiffbrücke .	137
Den Straßburgern wird die Zufuhr abgeschnitten	139
Bernhards Siege, 1638	140
Breisachs Belagerung	141
Schröckliche Hungersnoth daselbst . . .	142
Straßburgs neue Nachbarn	144
Breisach kommt an Frankreich, 1639. . . .	146
Reichstag zu Regensburg, 1640.	147
Anfang der Friedenshandlungen . . .	149
Straßburg schickt Deputirte nach Oßnabrück .	152
Der Krieg wird hitzig fortgesetzt . . .	153
Große Lehre für Zeitungsschreiber, 1645. . .	154
Westphälischer Friedensschluß, 1648. . . .	155

Die Geschichte Straßburgs und des ehemaligen Elsaßes, von dem Jahr 1600 bis 1618.

Die Religion, diese friedfertige, sanfte Tröſterin der Menſchheit, diese Predigerin allgemeiner Menſchen- und Bruderliebe — gab, ohne ihre Schuld, Anlaß, zu den ſchröcklichen Begebenheiten, welche die erſte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts in der Geſchichte ſo blutig auszeichnen. Um das Weſentliche in der Religion war es wohl nicht zu thun, aber deſto mehr um die mit ihr verbundenen Rechte und Güter.

Der Evangeliſche Reichstheil ſahe den, im Jahr 1555, geſchloſſenen Religionsfrieden, der den Proteſtanten völlige Gewiſſensfreiheit und gleiche Rechte mit der andern Parthei zu verſichern ſchien, als die einzige, ewig dauernde Norm

und Richtschnur in Religionssachen, — der Katholische Theil hingegen bloß als einen, durch die damaligen Umstände abgenöthigten, Toleranz- oder Interims-Schluß, an, dessen Verbindlichkeit aufhöre, so bald die Lage der Sachen sich ändere. Jene suchten ihre Rechte und Freiheiten immer weiter auszudehnen, und verlangten eine völlige Gleichstellung mit den Katholischen: *) diese hingegen achteten jeden errungenen Vortheil der Protestanten für Verlust und Schaden, und suchten ihnen also aus allen Kräften entgegen zu arbeiten. Evangelische Bischöfe wurden bei den Reichstägen auf der geistlichen Bank nicht zu ihrer gehörigen Sitzung gelassen; die Reichsgerichte gröstentheils mit Katholischen Richtern besezt; die Evangelischen Unterthanen Katholischer Landesherren öfters ihrer Kirchen und Schulen beraubt, ja so gar den härtesten Verfolgungen ausgesetzt. Daraus entstand nun natürlich bey den Protestanten ein gegenseitiger Haß und Erbitterung, der auch sie öfters zu Handlungen verleitete, die den Grundsätzen ihrer Lehre schnurstracks zuwider waren,

*) Das war doch nicht zu viel gefordert. Es ist ja in den natürlichen Rechten des Menschen und des Bürgers gegründet.

und ihnen gewiß keine Ehre machen. Ueberall herrschte allgemeines Mistrauen; zahllose Beschwerden, Klagen und Processe häuften sich bey den Gerichten von beiden Theilen ins Unendliche. Bei einer solchen Stimmung der Gemüther war wohl nichts gewissers, als ein entsetzlicher Ausbruch eines blutigen, verheerenden Kriegs zu erwarten.

Der, für Straßburg so unglücklich ausgefallene Lothringische Krieg, gab der Katholischen Parthei neue Aussichten und neuen Muth. Hier wurde es sichtbar, daß keine Treue und kein Zusammenhalten bey den Evangelischen Ständen sey; da die mächtigsten Fürsten, als der Kurfürst von Brandenburg, der Herzog von Braunschweig, der König in Dänemark und die übrigen Grafen, welche das evangelische Domkapitel ausmachten, die Stadt Straßburg ganz allein im Schaden liegen ließen, da sie doch nur als ein treuer Bundsgenosse für fremdes Interesse die Waffen ergriffen hatte. Alle diese Herren wollten nur immer nehmen, ohne etwas zu geben. Der Lutherische Bischof, oder vielmehr der Administrator des Bisthums, gerieth so gar mit den Evangel. Domherren in Streit, welcher jedoch bald wieder bei-

gelegt wurde, und die Straßburger sahen es nunmehr ganz überzeugend ein, daß, so lange die Bischöfe Fürsten, und die Domherren vornehme und fette Müßiggänger sind, Stadt und Land immer seine große Noth mit ihnen haben werde, sie möchten sich gleich äußerlich zu dieser oder jener Kirche bekennen.

Die sechs Fürsten oder Schiedsrichter, welche die fatalen Bruderhöfischen Händel ausgleichen sollten, gaben sich zwar alle Mühe, einen dauerhaften Frieden zu stande zu bringen, aber umsonst; kaum erhielten sie einen zehnjährigen Stillstand. Da nun dieser mit dem Jahr 1602 zu Ende gieng, so fieng der Krieg noch einmal an. Die Protestantischen Domherren suchten die Stadt aufs neue mit hinein zu flechten; von vielen Orten her kamen Gesandte und Briefe mit der demüthigen Bitte, der Magistrat möchte sich der Bruderhöfischen Händel ferner annehmen: allein die Stadt kannte nun diese Herren besser als vorher; sie wollte die Finger nicht noch einmal zwischen Thür und Angel stecken und blieb also neutral; setzte sich gegen beide Theile in gute Verfassung, und pflanzte die Kanonen auf die Wälle.

Der Kardinal und die Katholischen Domherren nahmen nun denen im Bruderhof alles Einkommen hinweg, welches sich aber die Letztern mit gewaffneter Hand zu verschaffen suchten. Beede Partheien streiften aufeinander, und so oft sie sich begegneten, so gab es allemal blutige Köpfe.

Den 10. Nov. 1602. hatten die protestantischen Domherren den Zehnten in Schäfelsheim geholt; allein zwischen Eckboltsheim und Wolfisheim begegneten ihnen die Lothringer; es kam zum Gefechte; einige blieben todt, doch behielten die erstern ihre Beute. Die umliegenden Fürsten und die Stadt Straßburg suchten zwar aufs neue diesen weit aussehenden Händeln ein Ende zu machen; den 6. März 1603 kamen die Gesandten in unsern Mauern zusammen, an dem Frieden zu arbeiten; der Kaiser schickte ebenfalls zween Kommissarien, aber auch diese Bemühungen waren vergeblich.

Während den Unterhandlungen überfielen die Lothringer ein Brandenburgisches Kommando, welches sich zu Schäfelsheim verschanzte, ganz unversehens; das Gefecht wurde hitzig; hundert Mann auf jeder Seite blieben todt, und fünfzehn Häuser in Schäfelsheim wurden ver-

brandt. Einige Tage hernach fiel in eben diesem Dorf abermal eine kleine Schlacht vor, und in Achenheim verbrandten die Lothringer 37 Häuser.

Endlich machte der berühmte Hagenauische Vertrag, der den 12. Nov. 1604 zwischen den streitenden Partheien geschlossen wurde, dem Bruderhöfischen Unwesen ein Ende. Dieser Vertrag ist sehr weitläufig, und war ehedessen für die Ruhe Straßburgs ungemein wichtig; aber in unsern glücklichen Tagen, wo alle Bürger Frankreichs völlige Gewissensfreiheit und einerlei Rechte und Pflichten miteinander gemein haben, ist derselbe, wie alle andern Verträge dieser Art, gänzlich aufgehoben.

Der Hagenauische Vertrag.

Der Hagenauische Vertrag war zwar noch keine endliche Beilegung der Bruderhöfischen Händel, sondern nur ein auf 15 Jahre geschlossener Stillstand; welcher aber im Jahr 1620 wieder auf 7 Jahre verlängert, und endlich für immer bestätiget wurde. Nach demselben blieb der Cardinal Bischof von Straßburg; und der Marggraf von Brandenburg erhielt 130 tausend Gulden, und 9000 Gulden jährliche Pension. Der Cardinal bestätigte der Stadt

Rechte und Freiheiten; schwur den gewöhnlichen Eid, und übergab ihr einige Bischöfliche Rechte und Einkünfte, als Pfand und Versicherung, für die acht mal Hundert Tausend Gulden Kriegskosten, welche der Administrator, Marggraf von Brandenburg der Stadt verschrieben hatte. Es sind folgende:

1) Die Einkünfte des Zollkellers.
2) Die Vogtei Marlenheim, und
3) Das Dorf Nonnenweiher, so weit nemlich beide zum Bisthum gehörten.
4) Das Stift und Einkommen St. Barbara.
5) Die Gerechtigkeit des daselbst befindlichen Schultzengerichts, und
6) Die Schutzgerechtigkeit des Klosters St. Stephan.

Diese Gerechtigkeiten und Einkünfte sollte die Stadt 25 Jahr ruhig genießen, und wenn sie nach Verlauf dieser Zeit nicht ausgelößt würden, so sollten sie auf ewig der Stadt eigen seyn und bleiben; welches Letztere hernach geschahe.

Den Protestantischen Domherren wurden die Einkünfte der Stiftsgüter, welche in der Stadt Straßburg und in ihrem Bann liegen, angewiesen; dagegen sollten sie die Kirchen-Ornaten her-

ausgeben, mit den Katholischen des Stifts Bestes befördern helfen, und ihre Anzahl, welche jetzt noch aus acht Gliedern bestund, während den 15 Jahren nicht vermehren. Und damit bey dem einst eintretenden Todesfall des Cardinals nicht wieder neue Unruhen entstehen möchten, so wurde genehmiget, daß in diesem Fall der Erzherzog **Leopold von Oesterreich** sein Nachfolger seyn sollte.

Diese Vorsicht kam dem Lande wohl zu statten; denn **Carl von Lothringen, Cardinal, Bischof zu Straßburg und Metz** starb unvermuthet den 14. Nov. 1607, und **Leopold von Oesterreich** trat nun ganz ruhig in den Besitz des Bisthums Straßburg.

Freilich war es der Stadt nicht so ganz wohl bey diesem mächtigen Nachbar. Er hatte nebst den Bischöflichen Landen eigne große Besitzungen dis- und jenseits des Rheins, und war zugleich Landvogt im Elsaß; wieviel war nicht, bey der, in Religions-Sachen, aufs höchste gestiegenen Spannung der Gemüther, von Leopolden für das protestantische Straßburg zu fürchten? Eine sehr entfernte Gelegenheit, rechtfertigte frühe genug diese gegründete Furcht.

Im Jahr 1609 starb der Herzog von Jülich ohne Leibserben. Es ist bekannt, was für große und langdauernde Streitigkeiten diese reiche Erbschaft verursachte. Der Kaiser trachtete dieses schöne Land an das Haus Oesterreich zu bringen; er wollte es also einstweilen, als Oberhaupt des Reichs, in Besitz nehmen, bis der Streit entschieden wäre, der aber in diesem Fall nimmermehr würde entschieden worden seyn. Leopold bekam diesen Auftrag, und warb zu dem Ende auch im Elsaß eine große Armee an, die er in alle Dörfer des Bisthums verlegte, und das **Amt Dachstein**, den Verträgen zuwider, zu einem Musterplatz machte. **Franz von Griechingen** war Befehlshaber dieser Völker, welche den größten Muthwillen im Lande ausübten, auch viele Drohworte gegen Straßburg und den Marggrafen von Baden von sich hören ließen. Die Stadt sahe diesem Unwesen lange zu, endlich aber rüstete sie sich auch zu ihrer Vertheidigung; der Magistrat warb noch mehr Soldaten an; nahm auf den Fall der Noth alle Handwerksgesellen in Sold, und den 3. März 1610 führte man die Kanonen auf die Wälle.

Sowohl Katholische als Protestantische Fürsten machten Anspruch an die Jülichische Erb-

schaft; dieß gab Anlaß zu großen Bündnissen gegen einander; denen man aber zu beiden Theilen eine solche Form gab, als ob sie bloß zur Erhaltung und Vertheidigung der Religion abgeschlossen wären.

Die Union und die heilige Liga 1610.

Die Evangelischen Fürsten und einige ansehnliche Städte, unter denen auch Straßburg war, errichteten im Jahr 1610, unter dem Namen der **Union** *) ein enges und mächtiges Bündnis, um **den Religions-Frieden vom Jahr 1555 aufrecht zu erhalten.** Die vornehmsten Glieder dieses Bundes waren: der Churfürst von der **Pfalz**, der von **Brandenburg**, der Marggraf von **Baden**, Herzog von **Würtenberg**, die Fürsten von **Anhalt**, **Anspach**, **Oettingen** und andere; der König von **Frankreich** half mit Geld, und die **Holländer** versprachen ihren Beistand. Die übrigen Evangelischen Fürsten, welche nicht in den Bund tretten wollten, aber doch demselben geneigt waren, nannte man anfangs **Korrespondirende Fürsten.**

Dieser gefürchteten **Union** sezte hernach die Katholische Parthei im folgenden Jahr ein eben

*) **Union** heißt: eine **Vereinigung.**

so mächtiges Bündnis entgegen, welches die Liga *) genennet wurde, dessen vornehmste Glieder waren: die drei geistlichen Kurfürsten, Köln, Maynz und Trier, die Bischöfe von Worms und Speier, der Herzog von Baiern, und viele andere; der Letztere aber war das Haupt des ganzen Bundes. Diese zwo Gewalten standen viele Jahre gerüstet gegen einander, ohne daß es zu Feindseligkeiten gekommen wäre. Doch widersetzte sich die Union gleich im Anfange den Absichten des Hauses Oesterreich, wegen Besitznehmung des Herzogthums Jülich. Bey dieser Gelegenheit wurde unser liebes Vaterland durch Raub und Brand übel zugerichtet; welches aber dennoch würde geschehen seyn, wenn gleich die Armee der Unirten nicht in unser Land gekommen wäre: denn nicht nur trieben die Soldaten, denen der Sold nicht bezahlt werden konnte, großen Muthwillen im Lande; jeder Bauer hatte deren fünf, sechs bis sieben über Tische, denen er nicht nur das beste Essen, sondern auch jedem täglich 4 und zuletzt 6 Batzen für den Trunk bezahlen, und doch noch Schläge und Gewaltthätigkeiten erdulden mußte: sondern man erfuhr auch aus Briefen, daß Leopold seine Armee nicht nur im Elsaß

*) Liga, ein enges Bündniß.

anwerben, sondern auch noch oben drein von den Landständen und Städten Beiträge zu ihrer Besoldung verlangen würde. Dieses Vorhaben wurde aber durch die vereinigten Fürsten vereitelt.

Krieg im Elsaß.

Der Kurfürst von der Pfalz, der Marggraf von **Baden** und der Herzog von **Würtenberg** kamen den 10. März mit 6000 Mann und 4 Kanonen über die Rheinbrücke. Nun zog sich die Leopoldische Armee bey **Dachstein**, **Molsheim** und im **Breuschthal** zusammen. Die Völker der Fürsten hingegen lagerten sich bey **Geispolzheim**. Der Bischöfliche General, Franz von Griechingen sahe wohl, daß er dieser Macht nicht widerstehen könnte; weil seine Leute großentheils noch unbewaffnet waren. Er ließ sich also mit den Fürsten in Unterhandlung ein; versprach in 14 Tagen sein Volk aus dem Elsaß zu ziehen, und damit zog die Armee der Unirten den 30. März wieder über die Rheinbrücke nach Hause.

Kaum hatten diese das Land verlassen, so breiteten sich die Bischöflichen Völker wieder in alle Dörfer aus; brandschatzten die Bauern noch ärger als zuvor; der von **Griechingen** warb noch mehr Leute an, und musterte seine Soldaten

zwischen Dorlisheim und Straßburg. Ueber den Abzug der Fürsten kamen in Molsheim und Zabern Pasquillen und spöttische Lieder heraus, und man hörte nichts anders als trotzige Worte und Drohungen. Als aber die Unirten Fürsten den 23. May und die folgenden Täge, mit einer noch stärkern Armee und viel schwerem Geschütz einen abermaligen Besuch ablegten, und ganz unverhoft die Festung Dachstein überfielen; auch gleich den ersten Abend ein Bataillon Leopoldisches Fußvolk zusammen hieben, da war ihnen doch nicht mehr wohl bey der Sache.

Den 28. May fieng man die förmliche Belagerung von Dachstein an, welches damals sehr vest war, und den 4. Juni wurde die Festung mit Akord übergeben. Den 6. Juni wurde Mutzig eingenommen und geplündert. Nun kam die Reihe an Molsheim, welches die Bischöflichen noch mehr bevestiget hatten, und weil es beinahe ihr letzter Zufluchtsort war, so wehrten sie sich auch verzweifelt. Den 10. Juni wurde mit der Belagerung dieses Platzes der Anfang gemacht, und erst den 28. dieses Monats kam diese fast ganz zu Grund gerichtete Stadt durch Kapitulation in die Hände der Fürsten. Der Krieg dauerte nach diesem noch zwey Monate zu großem

Schaden des Landes fort. Beide Partheien streiften auf einander, und machten zugleich die Straßen unsicher.

Zu Rheinau wurden einige Straßburgische Schiffe, die den Rhein hinauf nach Basel fahren wollten, angehalten und ihrer Güter beraubt: dafür wurde Rheinau den 15. Juli von den Unirten ausgeplündert und verbrannt. So wurde auch Geispolzheim ein Raub der Flammen.

Den Bauern von Bläsenheim, welche die Früchte ihres Junkers, Herrn von Bock, frohnsweise nach Straßburg führen sollten, nahmen die Leopoldischen Reiter bey hundert Pferde weg.

Ernst, Graf von Mannsfeld, ein Oesterreichischer Oberster, der in Zabern commandirte, streifte auf den Marggrafen; eroberte durch Verrätherey das Städtlein Beinheim, wo er große Grausamkeit ausübte, und dasselbe nebst den Dörfern Oberseebach und Koppenheim fast ganz zu Grund richtete; dieses geschahe den 12. Juli; und noch in eben diesem Monat verließ dieser seltsame Mann, Graf von Mannsfeld, der hernach in den Böhmischen Unruhen eine so merkwürdige Rolle spielte, den Dienst Leopolds; gieng mit 500 Mann seiner Leute zu den Unir-

ten Fürsten über, und war von nun an der unversöhnlichste Feind des Hauses Oesterreich.

Endlich wurde, unter Vermittelung des Herzogs von **Lothringen**, des Grafen von **Hanau** und der Stadt **Straßburg** der **Friede**, unter der Bedingung geschlossen, daß beede Theile auf einen Tag ihre Völker aus dem Bisthum führen, und daß nun und nimmermehr kein Sammel- oder Musterplätz im Lande angericht werden sollte. Die Armee der Fürsten zog darauf den 29. Augst wieder über die Rheinbrücke; Leopold hingegen verlegte sein Volk in das Obere Elsaß, wo die Bauern noch ein ganzes Jahr ihre große Noth hatten. Es kamen auch noch fünfzehn hundert Oesterreichische Soldaten, die im Herzogthum Jülich gedient hatten, und verlangten ihren Sold; da ihnen Leopold diesen nicht geben konnte, so machten sie die Straßen unsicher, stahlen und plünderten allenthalben so ohne Scheu, daß die Landstände sich genöthiget sahen, ihnen mit bewaffneter Hand dieses schändliche Gewerbe nieder zu legen. Straßburg bekam fünf dieser Helden gefangen, diese wurden vor dem Metzgerthor mit dem Schwerdt gerichtet; und in **Danbach** Neune erschossen. Endlich, um Ostern 1611, nahm der Oberste, **Rauschenburger**,

Leopolds Tafelzeug, und ließ eilends Silbermünze daraus prägen, bezahlte diese Leute, dankte sie ab; und jetzt erst wurde das Land von dieser Plage befreiet.

Dieses für das Elsaß so harte Jahr, 1610, war auch das Todes-Jahr des besten Königs von Frankreich, **Heinrichs des IV.** der den 14 May, von **Franziscus Ravalliak**, auf öffentlicher Straße, in seiner eignen Kutsche mit einem Messer erstochen wurde. Noch jetzt segnet Frankreich die Asche dieses guten Königes, der durch seinen hohen Muth, kluge Sparsamkeit und sanfte Regierung das Glück seines Volks gründete, und sich dadurch die Liebe desselben in hohem Grade erwarb.

Mauritianische Stiftungen 1608.

Je seltener schöne, menschenfreundliche Handlungen sind, je mehr ist es Pflicht des Geschichtschreibers dieselbe aufzusuchen, der Vergessenheit zu entreissen, und sie der Nachwelt zur Nachahmung aufzustellen. Ein solches Denkmal weiser Menschenliebe stiftete in diesem Jahr **Mauritius Uiberhew**, ehemaliger **Probst** bey dem nun aufgehobenen **Stift Jung St. Peter**, evangelischer Religion. Er verließ das Stift,

lebte noch einige Zeit als Pfründner im Spital, wo er auch den 24. März starb. In seinem Testament vermachte er dem Stift St. Marx 60,000 Gulden, und 8,000 zu einem Stipendium für studirende Jünglinge. Diejenigen, die dieser Wohlthat würdig geachtet werden, erhalten jetzt noch, sechs Jahre hintereinander, jedesmal 96 Livres, dagegen aber sind sie verpflichtet, den Magister-Gradus anzunehmen.

Der dicke Seiler, und seine noch dickere Ehefrau.

Johann Georg Haag, Stadtseiler, und seine Gattin, Anna Maria, wohnten im Füsingerischen Hause am Gran. Ihrer ganz außerordentlichen Dicke wegen redete man auch in fernen Landen von ihnen, und kein Fremder wollte gern Straßburg verlassen, ohne diese monströsen und doch so wohl gebildeten Menschengestalten gesehen zu haben. Auf Zureden vornehmer Leute ließ sich dieses korpulente Ehepaar, im Jahr 1612 auf der Heuwage abwägen, wofür sie 100 Thaler zum Präsent erhielten, welche sie alsbald unter die Armen im Spital austheilen ließen. Sie wogen zusammen 929 Pfund; das Gewicht des Mannes war 440, die Frau aber war im 36sten

Jahr ihres Alters 4 Centner und 89 Pfund schwer. Sie starb im Jahr 1620; ihr Sarg soll fünf Schuhe weit gewesen, und von 10 starken Männern getragen worden seyn. Sonst erzählt die Geschichte von diesem fetten Ehepaar: daß sie reich und wollüstig gewesen, daß sie, nebst andern Leckerbissen, insonderheit feißte Salmen sich wohl haben schmecken lassen; daß sie jung und ohne Kinder verstorben seyen — das ist alles: aber vor einem solchen Nachruhm behüte uns lieber Herr und Gott!

Mit Speiß und Trank sich überladen
　Steht niemals guten Menschen an;
Denn da muß uns das Beste schaden
　Das sonst den Leib erquicken kann.
Wer mäßig lebt, der bleibt gesund
Und nützt der Welt mit Hand und Mund!

Bischof Leopold macht einen Anschlag auf Straßburg 1614.

Bischof Leopold war ein listiger feiner Mann, und hatte an den Jesuiten zu Molsheim, denen er ganz ergeben war, schlimme Rathgeber. Straßburg fand also an ihm einen desto gefährlichern Feind, je künstlicher derselbe seine wahre

Gesinnung unter den scheinbarsten Freundschafts-Versicherungen zu verbergen wußte. Der Stadt zu schaden, ihre Rechte zu schmälern oder sie gar auf eine feine Art unter sein Joch zu bringen, war sein immerwährendes Bestreben. Im Jahr 1614 war der Anschlag gemacht, während der Johannis-Messe Soldaten als Kaufleute und Krämer verkleidet, und Waffen, auch Pech- und Schwefelkränze, wie Kaufmannsgüter, in die Stadt zu bringen; darauf an mehrern Orten zugleich Feuer anzulegen, die Bürgerschaft in Verwirrung zu setzen, und dann von außen und innen anzugreifen; ohngefähr eben so, wie es einer seiner würdigen Vorfahren, Bischof **Wilhelm von Dietz**, mit der Stadt **Trier** vorhatte. (siehe 2ter Band, Seite 8.) Allein auch dieser, eines Bischofs so unwürdige Plan, wurde, noch ehe er zur Reife kam, von einem **Hausknecht**, den man dazu brauchen wollte, **verrathen**, und eben dadurch vereitelt.

Die Jesuiten trachten nach dem Stift Jung St. Peter 1616.

Die Jesuiten zu Molsheim wünschten nichts sehnlicher, als in Straßburg festen Fuß zu fassen. Das reiche Stift Jung St. Peter stach

ihnen besonders in die Augen. Sie hatten sich deswegen schon an den Pabst gewandt, und von ihm das Recht erhalten, daß der Rektor in Molsheim den Probst wählen dürfte. Als nun im Jahr 1616 der alte Probst, Christoph Müller, starb, kam ein Gesandter vom Bischof nach Straßburg, versammelte das Kapitel vom Jungen St. Peter, und kündigte demselben an, daß Herzog Wilhelm Leopold von Grätz, zum Probst des Stifts erkläret sey. So sehr die Stiftsherren durch diesen Jesuitischen Eingriff in ihren Rechten verkürzt wurden, so giengen sie doch den ganzen Plan ein. Darauf erhielten sie vom Bischof Befehl, ihre Residenz in Molsheim aufzuschlagen, auch das ließen sie sich gefallen: als es aber der Magistrat erfuhr, ließ er in beiden Stiftern neuerdings inventiren, und wo es nöthig war, der Stadt Insiegel anlegen, wogegen der Bischof zwar protestirte, aber endlich doch den Rechten der Stadt nachgeben mußte.

Leopold sucht der Stadt wichtige Schriften zu rauben 1617.

Doktor Arnold mit andern Bischöflichen Räthen kamen den 2. Januar nach Straßburg, um im Namen des Bischofs dem Magistrat bey dem

Eintritt des neuen Jahrs Glück zu wünschen, wie denn, aus eben dieser Ursache, auch eine Gesandtschaft von Seiten der Stadt in Zabern war. Die Bischöflichen Gesandten lagen im Bischofshof, und nahe dabey war die alte Kanzley, die vordere Schreibstube genannt; dahin schlichen sich diese Herren, und packten die vornehmsten Schriften, Bischöfliche Verträge und Schuldverschreibungen zusammen ein, um sie so nach Zabern zu bringen. Allein die in der Nähe wohnenden Kübler schöpften Verdacht, zeigtens dem Magistrat an, der Betrug wurde entdeckt, und diese Herren sämtlich in Arrest genommen.

Religions-Veränderung der drey Dörfer Ost, Schäfelsheim und Achenheim 1616—1618.

Diese drey Dörfer waren Bischöfliche Lehen, und hatten, seit etwa 50 Jahren, die Augsburgische Konfession angenommen. Ost gehörte einem Herrn von Bulach, hingegen Schäfelsheim und Achenheim einem Wormser. Auf den 16. März 1616 kam unvermuthet der Stadthalter von Zabern mit 200 bewaffneten Männern, und setzte den Bauern von Ost einen ka-

tholischen Pfarrer ein. Ob sich gleich die Bauern und der Herr von Bulach darüber beschwerte, auch die Stadt sich selbst der Sachen annahm, so wurde doch nichts ausgerichtet. So ist auch den 22. Februar 1618 in Schäfelsheim und Achenheim mit 300 Mann zu Roß und zu Fuß, die Einführung der katholischen Religion mit Gewalt durchgesetzt worden.

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs von 1618 bis 1648.

Schon ein halbes Jahrhundert glühete ein schröckliches Feuer in dem Innern Deutschlands, dessen Ausbruch kurzsichtige Eiferer oder boshafte Jesuiten sehnlichst wünschten; aufgeklärte Männer hingegen, unter beiden Partheien, mit Grund fürchteten, und dasselbe auszulöschen oder wenigstens aufzuhalten sich bestrebten. In Teutschland war die Gährung bereits aufs höchste gestiegen, als in Böhmen die Flamme des Kriegs plözlich aufloderte.

Die Lehre des Evangeliums hatte in diesem Lande, und in den übrigen Erbländern des Hauses Oesterreich schon lange tiefe Wurzel geschla-

gen, und die Protestanten daselbst, welche man **Utraquisten** nannte, weil sie das Nachtmahl, schon vor der Reformation Lutheri, unter **beiderley** Gestalt genossen — hatten von ihren Regenten, insonderheit von dem Kaiser **Maximilian** II, große Freiheiten erworben, und dadurch wie an Menge, also auch an Macht und Ehren zugenommen. Die wichtigsten Aemter und Stellen des Reichs waren mit Protestanten besetzt.

Aber unter der trägen, saumseligen Regierung **Rudolphs** II. spielten die Jesuiten den Meister, und man fieng an die Protestanten einzuschränken und zu drücken, daher diese sehr schwierig wurden. Als darauf, um das Jahr 1609, der Kaiser selbst ins Gedränge kam, indem er, wegen schlechter Regierung, das Königreich Ungarn und das Erzherzogthum Oesterreich seinem Bruder **Mathias** abtreten mußte, nahm er seine Zuflucht zu den Böhmischen Landständen; die wollten aber nicht eher etwas für ihn unternehmen, bis er ihre Privilegien bestätigen, und ihnen völlige Religions-Freiheit zusichern würde. Dieses that er nun auch in dem bekannten **Majestäts-Brief**, der den Böhmen eben die Freiheiten versprach, die der Religions-Friede den Teutschen zusicherte — der aber auch, gerade wie dieser,

von jeder Parthei anders ausgelegt wurde. Die Protestanten glaubten in dem Majestäts-Brief für jeden einzeln **Bürger** völlige **Religions-Freiheit** zu finden: die Katholiken hingegen und der Hof behaupteten: daß diese Freiheit **nur die Landesherren** und reiche Gutsbesitzer angehe; diese könnten sich zu einer Religion bekennen, zu welcher sie wollten, und sie auch bey ihren Unterthanen einführen: da im Gegentheil diese, ohne den Willen ihrer Herrschaft, in der Religion nichts zu ändern das Recht hätten, sondern viel eher das Land räumen müßten. Jede Parthei handelte indessen ihrer Erklärung gemäß, und jede rechtfertigte ihr Betragen aus dem Inhalt des oftgemeldten Majestät-Briefs. Indessen findet man, bey unpartheyischer Durchlesung, daß der Buchstabe desselben nur von den **Ständen** redet, und unter diesen verstand man allein die großen Gutsbesitzer und die königlichen Städte.

In diesem **Friedens-Instrument** lag also selbst der Keim der Zwietracht und der Zunder des Kriegs verschlossen, der bald darauf, wie ein elektrischer Funke, ganz Europa erschütterte. Der schläfrige **Rudolph** II. mußte endlich 1611 auch Böhmen an seinen Bruder **Matthias** abtretten, welcher nach seinem, bald darauf erfolg-

ten Tode auch römischer Kaiser wurde. **Matthias** bestätigte zwar den Majestäts-Brief, aber die Bedrückungen der Protestanten unter den Katholischen Landständen dauerten fort, und die **Jesuiten** erklärten den Majestäts-Brief öffentlich und laut für eine **erzwungene Akte**, deren Verbindlichkeit aufhöre, so bald die Umstände sich änderten. Ueber dieß so war **Matthias** alt und kränklich, und hatte schon im Jahr 1616 den Erzherzog **Ferdinand**, Bruder des Bischofs von Straßburg, Leopolds, einen würdigen Schüler und Anhänger der Jesuiten, zu seinem Nachfolger in beeden Königreichen, Ungarn und Böhmen erklärt, und bald darauf geschahe die wirkliche Krönung selbst.

Ferdinand aber war ein geschworner Feind der Protestanten, und hatte sich, durch die gewaltsame Unterdrückung und Ausrottung der Evangelischen in **Steyermark**, als ein solcher der Welt öffentlich angekündigt. Die Katholischen, insonderheit die Jesuiten, trösteten sich seiner, als des Wiederherstellers der alten Religion, und wurden täglich dreuster die Protestanten zu kränken und zu verkürzen: diese hingegen sahen das drohende Gewitter mit einer Art von Verzweiflung über ihrem Haupt zusammen ziehen. Die Größe

der Gefahr vermehrte ihr Mistrauen und ihre Entschlossenheit, die sich auf ihre **Uibermacht** gründete, welche die Protestanten in den mehresten Kaiserl. Erblanden über die Katholische Parthei hatten; vermöge welcher sie wirklich im Stande waren, ihre Gerechtsame gegen ihre Unterdrücker, ja selbst gegen den König, mit dem Schwerdt zu vertheidigen.

In dieser Lage befand' sich das Königreich Böhmen, als der Erzbischof **von Prag** seinen **Evangelischen Unterthanen** in dem Städtlein **Klostergrab**, und der Abt von **Braunau** den seinigen in **Braunau**, auf Kaiserlichen Befehl, **ihre neu erbaute Kirche wegnehmen und niederreissen ließ.** Dieß war das Signal des Kriegs! Die Böhmen konnten nicht so lange dulden, wie die Teutschen. Aus den nemlichen Grundsätzen wurden den Protestantischen Unterthanen in Teutschland, von ihren Katholischen Landesherren, und umgekehrt den Katholischen von Protestantischen Fürsten, ja selbst den Lutherischen Gemeinden von ihren Reformirten Obrigkeiten **über tausend Kirchen** weggenommen, ohne daß ein Tropfen Blut darüber vergossen wurde; es würde auch noch zu keinem Ausbruch gekommen seyn, wenn nicht der auf-

brausende Geist der Böhmen das glimmende Feuer so heftig angeblasen hätte.

Ganz Böhmen nahm Antheil an dem Schicksal der Bürger in **Klostergrab** und **Braunau**, alles schrie über Bedrückungen und Verlezung der Privilegien. Die Stände versammelten sich zu Prag in großer Anzahl, unter denen der **Graf von Thurn** der fürnehmste Anführer war. Hier wurde eine Klag- und Bittschrift an den Kaiser beschlossen und abgesandt. Als aber diese nicht nach ihrem Wunsch, sondern vielmehr drohend beantwortet ward, griffen sie zu den Waffen, und drangen in das königliche Schloß, wo die kaiserlichen Räthe versammelt waren; diesen gaben sie die Schuld ihres Unglücks und der strengen kaiserl. Befehle; nachdeme sie sich eine Weile mit ihnen gezankt hatten, und jene sich nicht verantworten konnten, **stürzten sie zween derselben, samt ihrem Sekretarius zum Fenster hinaus in den Schloßgraben.** Sie fielen aber zum Glück auf einen Misthauffen, und kamen alle drei mit dem Leben davon, ob sie gleich vierzig Ehlen hoch hinunter gefallen waren.

Diese verwegene That, von welcher sich schwer eine Verzeihung hoffen ließ, nöthigte die Häupter der Stände, um ihrer eigenen Sicherheit

willen so wohl, als auch wegen der allgemeinen Gefahr, alle öffentliche Gewalt an sich zu ziehen. Sie ernannten zu dem Ende **dreißig Direktoren** aus ihrem Mittel, welche die Regierungs-Geschäfte auf sich nahmen; das königl. Schloß mit Truppen der Stände besezten; die alte Besatzung und alle Beamten in ihre Pflicht nahmen; aller Landeseinkünfte, ja so gar der königlichen Krongüter sich bemächtigten; Kriegsvölker anwarben, und endlich die Jesuiten aus dem Lande schaften.

Nun kam es also zu einem öffentlichen Bruch. Die Böhmen fiengen den Krieg am ersten an; belagerten und eroberten **Pilsen**, welche Stadt, mit noch zwei andern, **Krummau** und **Budweis**, dem Kaiser allein noch treu geblieben war. Unterdessen traten die Stände von **Mähren** und **Schlesien** auch auf die Seite der Böhmen, und die kaiserlichen Truppen wurden aus allen diesen Ländern beinahe ganz vertrieben. Die Protestanten in Teutschland sahen die Sache der Böhmen als die ihrige an, freuten sich über das Glück ihrer Waffen, und die **Union** ermunterte und unterstützte unter der Hand die Böhmen nach bestem Vermögen.

Unter diesen verwirrten Umständen starb Kaiser **Matthias**, im Jahr 1619 den 20. März, und der, schon zum König von Ungarn und Böhmen gekrönte Erzherzog **Ferdinand** II. von Oesterreich, sollte nun die Regierung antretten. Aber Ferdinand war von allen Protestanten in eben dem Grade gehaßt, als er selbst ein geschworner Feind von ihnen war. Die Stände von **Böhmen**, **Mähren** und **Schlesien** erklärten ihn des Throns verlustig, und erwählten den **Kurfürsten Friedrich** V. **von der Pfalz zu ihrem Könige**; die protestantischen Stände von **Oesterreich** wollten Ferdinanden auch nicht huldigen, und vereinigten sich mit den Böhmen; in **Ungarn** erregte der Fürst von Siebenbürgen, **Bethlen Gabor** große Unruhe, und die **Unirten** Fürsten in Teutschland machten ihm die Erlangung der Kaiserswürde schwer. Doch gelang es ihm endlich, daß er **Kaiser** wurde, und daß ihm **Spanien**, **Italien** und **Polen** Hülfsvölker versprach; die **Geistlichkeit** große Summen als Kriegssteuer einschickte, und die **heilige Liga** ein enges Bündnis mit ihm schloß, und sich zum Krieg rüstete; so brachte er auch **Kursachsen**, den mächtigsten von den Protestantischen Fürsten auf seine Seite. Dagegen rief der neue König

von Böhmen, Friedrich von der Pfalz die Union, von welcher er das Haupt war, zu Hülfe, und nun war der Krieg in Teutschland allgemein.

Nach dieser vorläufigen Erzählung der Böhmischen Unruhen kehre ich nun wieder zu unserer Vaterländischen Geschichte zurücke, um zu sehen, was diese Begebenheiten auf das ehemalige Elsaß für einen Einfluß hatten, oder was sonst während dieser Zeit in unserm Vaterlande vorgefallen sey.

Vorsichts-Anstalten in Straßburg im Anfang dieses Kriegs 1619.

In diesem Jahr sammelte sich im Obern Elsaß eine Armee von 15,000 Mann fremder Kriegsvölker, und die Stadt Straßburg erhielt viele Warnungs-Schreiben, daß sie gegen innere und äußere Feinde sich vorsehen möchte. Dem zufolge wurden drei Werbplätze in der Stadt eröffnet, und drei neue Fahnen Kriegsvolk angeworben, auch alle Handwerksgesellen, auf den Fall der Noth, mit fünf Batzen für jede Woche, in den Sold genommen. Den 26. April führte man 70 große Kanonen auf die Wälle; besetzte die Kehler Schanze mit 150 Mann; befestigte die Rheinbrücke, und stellte zwei große Wacht-

Schiffe mit Kanonen und Soldaten auf den Rhein, den Strom zu bewahren. Allen Stiftern und Klöstern gebot man bei schwerer Strafe, niemand zu beherbergen, ohne ihn vorher dem Ammeister anzuzeigen; auch wurden Soldaten bei ihnen einquartirt. Der Schaffner im teutschen Haus, Christoph Klotz, bekam einen Offizier und zehn Mann; er wollte sie aber nicht annehmen, und stieß böse Reden aus: dafür nahm ihn der Magistrat in Arrest, und strafte ihn um hundert Gulden. Die Fremden wurden durch einen Soldaten vom Thor bis in ihre Herberge begleitet; den Gartnern verbot man nahe bei der Stadt keinen Hanf zu bauen, weil er hoch wächst; und im innern der Stadt ordnete man starke Bürgerwachen, und brachte die Pechpfannen und Schlußketten in Ordnung.

Wie nöthig alle diese Vorkehrungen waren zeigte sich schon am 4ten April, da in der Nacht die innere Steinstraßer Brücke, über dem Graben, in Brand gesteckt, aber glücklich wieder gelöscht wurde; auch fand man auf andern Brücken deutlich Spuren, daß Feuer angelegt worden wäre. Den 22. May kamen einige hundert Leopoldische Reuter nach Boßheim, einem Dorf, welches einem Bürger von Straßburg, Seba-

stian Müg, gehörte; hier blieben sie im Quartier über Nacht. Morgens mußte jeder Bauer einen Reichsthaler erlegen, wer sich dessen wegerte, wie es denn die mehresten thaten, dessen Haus wurde rein ausgeplündert.

Den 2. Juni erschien ein sehr scharfes Mandat wegen den **Bürgerwachten**, welches sehr heilsam wäre, wenn es auch in unsern Tagen, zum Theil, beobachtet würde. Viele schlechtdenkende leichtsinnige Bürger machten damals, wie jezt noch, die Tage, wo ihnen die Sicherheit des Vaterlandes anvertraut war, zu Tagen der Wollust und des Müßiggangs; ergaben sich dem **Trunk** und **Spiel**, und geriethen dadurch in ein unordentliches Leben. So auch **wohlhabende Bürger**, wenn sie auf dem Wall die Wache hatten, **stellten daselbst Gastereyen an**; luden auch oft ihre Weiber und Kinder dazu ein, wodurch der arme Bürger beschämt, Misvergnügen und Zank angerichtet, die Wachen schlecht versehen, und mit dem Losungswort, wie auch mit dem Gewehr, unvorsichtig umgegangen wurde. Derowegen alle diese Unordnungen abgeschaft und **bei zehn Gulden Strafe** verboten wurden. In dieser Verordnung hieß es weiter: **Wer betrunken auf den Posten kommt**, oder

auf

auf demselben schläft, plaudert oder sonst seine Schuldigkeit versäumte, soll nach Gestalt der Sachen, um 20 fl. oder auch mit Gefängnis und Leibes-Strafen beleget werden. Wer ohne Noth einen Schuß thut, 20 fl. Strafe. Wer Punkto sieben Uhr nicht mit der Wache aufzöge, sondern zu spät kömmt, 3 fl. Strafe.

Aus dem Archiv der Stadt Straßburg.

Die Union, 1620.

Nachdeme Ferdinand, im Monat Juli, zum Kaiser erwählt, von den Böhmen aber verworfen, und dagegen Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz als König von Böhmen ausgerufen wurde, hob endlich die evangelische Union das Haupt empor, und es schien, daß diese schwerlästige Staats-Maschine sich nun plötzlich in Bewegung setzen, und die ganze Masse ihrer Kraft zur Erhaltung der Böhmischen- und der Evangelischen Religions-Freiheit anwenden werde. Allein wer die innere Einrichtung derselben nur ein wenig kannte, der sahe leicht ein, daß sie nichts Großes ausrichten könnte, und vielleicht bald auseinander fallen würde.

An Rathschlägen und Projekten waren die unirten Fürsten zwar immer reich; in diesem Jahr wurden zween Unions-Tage, der eine in

Heilbrunn, der andere in Nürnberg gehalten; nur das Reisegeld der Gesandten kostete die Stadt Straßburg in neun Jahren 30,000 Gulden: aber an den Nerven des Kriegs fehlte es ihr. Die Städte entrichteten ihren Antheil ordentlich und reichlich; die Fürsten hingegen bezogen große Besoldungen von ihren Aemtern und bezahlten wenig; Kur-Brandenburg hatte noch gar nichts beigetragen. Daher nahm ein lustiger Kopf Anlaß, einen Kupferstich heraus zu geben, welcher die Union in einer Badstube vorstellte. Die Städte saßen, und ließen sich geduldig schräpfen: die Fürsten hingegen waren bemüht, ihnen das Blut abzuzapfen. Der Mann hatte wirklich einen guten Einfall; denn die freien Städte waren den Fürsten immer ein Dorn im Auge, und wo sie dieselbe in die Falle locken, oder ihre Macht und Ansehen schwächen konnten, so thaten sie es gewiß.

Indessen fühlten es die Unirten Stände gar zu tief, daß es jetzt hohe Zeit sey, theils um des Gewissens, und auch um ihres eigenen Vortheils willen, sich ihrer Glaubens-Brüder, der bedrängten Böhmen, mit Nachdruck anzunehmen. Man griff auch das Werk mit großem Eifer an. Von der Donau bis an die Elbe und den untersten

Gegenden des Rheins war gleichsam nur ein Werb- und Musterplatz. Im Frühjahr 1620 rückte die Armee der Unirten ins Feld, und ehe man sichs versah, bot ihr **Maximilian von Baiern** mit den Völkern der **Liga** die Spitze. Beede Armeen standen in der Gegend bey **Ulm** gegen einander, und ganz Europa sah in banger Erwartung großen Begebenheiten entgegen, welche die Frucht von so vielen Zusammenkünften, Berathschlagungen, Drohungen, Ansprüchen und eines, schon so lang genährten Widerwillens seyn sollten. Aber wie erstaunte Teutschland, da beide Theile, ohne noch den Degen gezuckt zu haben, den 3. Juli unter Französischer Vermittelung, in **Ulm** einen **Vergleich** eingiengen, „nach welchem kein Theil den andern beleidigen, beschweren, überziehen oder einige Feindseligkeit gegen denselben vornehmen solle: sondern vielmehr beide in Ruhe und Einigkeit verharren; die Erledigung ihrer Beschwerden aber auf eine bequemere Zeit verschieben wollten.„ Der größte Vortheil für den Kaiser war der, **daß das Königreich Böhmen von dem Vertrag ausgeschlossen**, und nur die untere Pfalz und des Kurfürsten übrige Reichsländer darinn begriffen wurden: wenn also die Glieder der **Liga** nur diese

nicht angriffen, so durften sie dem Kaiser allen möglichen Beistand leisten.

Die Völker der Union blieben zwar unter den Waffen, und zogen sich an den Niederrhein, um die Pfalz gegen die Spanier zu decken, wir werden aber bald hören, daß sie nichts, als müßige Zuschauer und schimpfliche Zeugen von den Siegen der Spanier, und der schröcklichen Verheerung des Landes gewesen sind. Friedrich von der Pfalz war also ganz seinen Feinden Preiß gegeben, und das Wetter brach nun von allen Seiten über die Böhmen loß. Maximilian von Baiern flog gleichsam mit den Völkern der Liga nach Oesterreich, eroberte dasselbe in kurzer Zeit, und zwang dieses Land zur Huldigung für den Kaiser. Darauf vereinigte er sich mit dem kaiserlichen General Buquoy, und drang mit solcher Gewalt in Böhmen ein, daß er eine Stadt um die andere sich unterwarf; Prachaditz und Piseck mit stürmender Hand eroberte, und endlich den 8. Nov. dieses 1620sten Jahrs auf dem weissen Berge bey Prag, in einer einzigen Stunde den berühmten Sieg erfochte, der das Schicksal der Protestantischen Böhmen völlig entschied, und sie wieder unter das vorige Joch steckte. Während dieses

in Böhmen vorgieng, hatte der **Kurfürst von Sachsen**, als kaiserlicher Kommissarius auch die **Schlesischen Völker** unter dem Marggrafen von **Jägerndorf**, zerstreut, **Bautzen** erobert, und also die **Lausitz**, **Schlesien** und **Mähren** für den Kaiser gewonnen; und der Spanische General **Spinola** eroberte und ängstete bald hernach die Pfalz. So sehr änderte sich die Lage der Sachen in einer Zeit von fünf Monaten: und doch war dieses erst der Anfang des Kriegs, der hernach, wie eine lodernde Flamme, immer weiter um sich griff.

Neue Befestigungen der Stadt Straßburg 1620.

Gleich nach dem **Ulmer Vertrag** setzte sich die Stadt Straßburg abermal auf den Kriegsfuß; und da die Gefahr mit jedem Tage größer wurde, ließ der Magistrat den 13. Juli die 300 **Schöffen** versammeln, und stellte ihnen vor: Da in diesen gefahrvollen Zeiten die Sicherheit der Stadt und gesammter Bürgerschaft nothwendig erheische, daß die alten Festungswerker verbessert und noch mehr Neue angelegt würden; daß diese Arbeit schnell gefördert werden müße, daß aber der öffentliche Seckel diese ungeheuern

Kosten nicht tragen könne: so wäre man gesonnen, nach dem Beispiel unserer lieben Vorfahren, die Bürgerschaft dahin zu vermögen, diese Arbeit mit eigener Hand, nach der Ordnung der 20 Zünften, auszurichten, wenn es die Herren Schöffen für gut fänden. Als nun die Schöffenversammlung es sogleich genehmigte, wurde den 7. Augst auf der Zunft zum **Anker** der Anfang gemacht, deren hernach jeden Tag eine andere folgte. Den 10. dieses kam die Zunft zum Spiegel, und mit derselben **Christoph Thomas Walliser**, Lehrer der neunten Klasse und Musik-oder Kapellmeister, mit seinen Studenten; diese zeichneten sich durch ihren muntern Fleiß besonders aus. Unter der Arbeit komponirte **Walliser** folgenden Vers, der von der ganzen Gesellschaft oft gesungen wurde:

So bauen wir dich, Vaterland,
  Zu Gottes Lob und Ehren;
Gott halte ob dir seine Hand,
  Woll deinen Feinden wehren.
Frisch her, und dran — greifts tapfer an;
  Es g'reicht auch uns zu Ehren.

Ueberhaupt war die ganze Bürgerschaft bey diesem Geschäfte willig und lustig, wozu die allge-

meine Gleichheit der Arbeitenden vieles beytrug. Edelleute, Geistliche, Bürger, Bauern, Taglöhner, alles mußte arbeiten, oder des Tags vier Batzen bezahlen. An dem **Wall der Achträder-Mühle** wurde der Anfang gemacht, an diesem arbeiteten täglich hundert Mann; alsdann fuhr man bis zum **Kronenburger-Thor** fort, den Wall höher und breiter zu machen. Bey dieser Arbeit ereignete sich den 26. Augst ein Zufall, wodurch der Muthwille eines Bürgers und **Beckers** sehr hart bestraft wurde. Er hatte nemlich mit seinem Pickel eine gewisse Stelle sehr weit untergraben, um die oben stehenden Zuschauer im Spaß damit herunter fallen zu machen; allein dieser, einem Manne so unanständige Bubenstreich, kostete ihn das Leben; denn da er sich etwas zu lange dabey verweilte, so stürzte die Erde auf ihn herab, und zerquetschte ihn dergestalt, daß er noch in der nemlichen Stunde den Geist aufgeben mußte. Welch ein Unterscheid zwischen **Thomas Walliser** und diesem **Becker.** Jener ermunterte und ergötzte die Gesellschaft, stimmte sie zu einer reinen Freude; gab Gelegenheit zu nützlichen Gesprächen, und erweckte edle Empfindungen in seinen Mitbürgern; dieser hingegen durch seinen groben unver-

nünftigen Spaß, bey welchem in jedem Fall Unglück zu besorgen war, verbreitete Angst, Schrecken und Betrübnis über die Gesellschaft, über seine Familie, über die ganze Stadt; verhinderte die Arbeit, und verkürzte ihm das Leben! und dergleichen Männer haben wir noch manche unter uns! Ich denke oft: wie ists doch möglich, daß Männer, Familienväter an so lüderlichen Streichen Freude haben können, die man an einem muthwilligen Knaben mit Abscheu sieht?

Unterdessen rückte im Monat September der spanische General **Spinola** mit 24,000 Mann in die **Pfalz**, nahm eine Stadt um die andere ein, und wüthete erschröklich mit Raub und Brand. **Die Armee der Unirten stand bei Worms, und sahe zu**, ohne den Spaniern den geringsten Widerstand zu thun. Gleichwohl schickte Straßburg noch etliche tausend Fürtel Waitzen und Haber dahin. Als aber den 10 Octob. die Fürsten auch Geld von dem Magistrat verlangten, antwortete dieser: „Da Bran„denburg und andere hohen Stände noch nichts „bezahlt hätten, die Armee auch nichts ausge„richtet habe, sondern den Spaniern allen „Muthwillen gestatte, so vermerke man wohl,

„ daß es von Seiten der Fürsten bloß darauf „ angesehen sey, die Städte arm zu machen; „ diesem nach wolle und könne Straßburg nichts „ mehr geben, sondern werde vielmehr trachten, „ sich mit dem Kaiser auszusöhnen, und von „ der Union abzustehen. „

Die Stadt trat hierauf mit dem Kaiser wirklich in Unterhandlung, und andere Städte thaten ein gleiches; der **Vertrag** kam in **Aschaffenburg** zu stande, und wurde den 10 April des folgenden Jahrs 1621, der Schöffenversammlung vorgelesen. Nach demselben versprach die Stadt: Die Union zu verlassen; dem Kurfürsten von der Pfalz keinen Beistand zu leisten; in kein Bündnis wider den Kaiser einzugehen, und demselben eine bestimmte Summa Gelds zu erlegen: *) dagegen wolle der Kaiser das Vergangene vergessen; der Stadt alle ihre Rechte und Freiheiten bestätigen, und **die Akademie zu einer Universität erheben, bei welcher Magister, Doktoren und Professoren**

*) Wenker in seiner geschriebenen Chronik sagt: 50 Römer Monat, welches ungefähr sechzig bis siebenzig tausend Gulden betrug.

gemacht werden könnten. Darauf wurden die drei Fahnen, ohngefehr 1,200 Mann, welche wir bei der Armee der Unirten hatten, zurücke gerufen, und bald hernach ward der so gefürchtete Bund der protestantischen Union völlig aufgelößt; zu einer Zeit, in welcher eine solche Vereinigung am nöthigsten gewesen wäre, da sie vorher große Summen gekostet, ohne das Geringste zu nützen!

Stiftung der Universität in Straßburg 1621.

Das solchergestalt von Kaiser Ferdinand II. erhaltene Privilegium einer Universität erweckte in Straßburg große Freude. Schon lange stand unsere Vaterstadt in einem guten Ruf der Wissenschaften; und unsere Schulen wurden immer von vielen Fremden besucht; die Bürgerschaft konnte also mit Recht hoffen, daß die zu errichtende Universität noch mehrere Jünglinge anlocken, Straßburgs Ruhm erhöhen, und also auch eine neue Nahrungs-Quelle für die Bürger eröffnen werde. Sonntags den 12 Augst wurde die Einweihung derselben auf den folgenden Dienstag von allen Kanzeln verkündiget; das, vom Magistrat deswegen ergangene Dekret ver-

lesen, und über die schöne Geschichte Daniels, in dessen erstem Capitel, vom 3. Vers bis zu Ende, passende Kanzelreden gehalten. Die Einweihung selbst geschahe den 14. Augst mit großer Feierlichkeit; und noch in eben dem Monat wurden 1 Doktor der heil. Schrift, 4 Doktores der Rechtsgelehrsamkeit, 2 in der Arzneikunst — und 13 Kandidaten zu Magistern gemacht.

Graf von Mannsfeld plündert das Elsaß, erobert Hagenau 1621.

Unterdessen kam Graf Ernst von Mannsfeld mit 22,000 Mann der bedrängten Pfalz zu Hülfe; zwang die Spanier die Belagerung von Frankenthal aufzuheben, wendete sich aber hernach ganz unvermuthet in das Elsaß, um in diesem gesegneten Lande die Winter-Quartiere zu halten. Niemand hatte sich dessen versehen; das Elsaß war von Kriegsvolk entblößt, und die Bauern hatten ihre Güter nicht in Sicherheit gebracht; Scheuern und Keller waren daher voll Wein und Früchten. Aber nun entstand plözlich ein unbeschreiblicher Lärm im ganzen Lande. Man kannte die Raubbegierde dieser Völker; alles flohe und rettete seine Haabe nach Straß-

burg. Die Stadt konnte die vielen Fremden und ihre Güter nicht mehr fassen. Bey einer im folgenden Jahr vorgenommenen Haus-Visitation fand man 23,000 Fremde in Straßburg. Die Mannsfeldischen Reuter verfolgten die Fliehenden bis an die Thore der Stadt; oft war man genöthiget, von den Wällen auf sie zu feuern.

Den 20. Novemb. forderte der **Herzog von Weimar** die Stadt **Hagenau** auf, sich zu ergeben; allein Hagenau antwortete mit Kanonen; als aber Mannsfeld mit einer größern Macht ankam, öffnete sie ihm die Thore. Er legte hierauf eine starke Besatzung hinein, und brandschatzte die Stadt um hundertmal tausend Gulden; bald hernach mußte sie ihm noch 2000 Dukaten, und zuletzt 30,000 Gulden bezahlen. Von den Juden erpreßte er über dis auch noch hundertmal tausend Gulden Brandschazung. Der harten Jahrszeit ungeachtet, belagerte Mannsfeld im Anfang des Decembers die Stadt **Zabern**; weil aber die Bürger sich tapfer wehrten, und Straßburg dem gemeinschaftlichen Feind, aller Drohungen ungeachtet, kein Pulver und keine Kanonen-Kugeln geben wollte, woran er großen Mangel hatte, so mußte er die Belagerung den 3. Januar 1622 aufheben. Dagegen

erfüllte er das offne Land mit Raub und Mord, wobei die Straßburgischen Dörfer am härtesten mitgenommen wurden. Einige tausend Mann zogen am Gebirge hinauf bis **Kolmar**, **Ensisheim**, ja bis an die Thore von **Basel**, und überall hinterließen sie die traurigsten Spuren ihrer Grausamkeit.

Geldwucher bringt große Theurung, 1622 und 1623.

Die hier angezeigten Jahre sind, meines erachtens, die schröcklichsten in der Elsaßischen und vorzüglich in der **Straßburgischen Geschichte**. Nicht nur wurde das gute Land von zwo großen Armeen um die Wette ausgeplündert und verbrannt — nicht nur der arme Landmann unschuldiger Weise ermordet, und der stille Wanderer auf öffentlicher Straße seiner Güter und seines Lebens beraubt — nicht nur mußten Straßburgs Bürger in beständiger Angst und Sorge leben, da sie sich von außen mit mächtigen Feinden und von innen mit einem Heer von Verräthern umgeben sahen, nicht nur mußten sie im Dienst des Vaterlandes die härtesten Strapazen erdulden, und übermäßige Abgaben bezahlen: sondern sie mußten auch die Geisel einer harten un-

gerechten **Regierung** empfinden, und eine unerhörte **Theurung** drückte diese zwei Jahre hindurch das ganze Land.

Der Grund dieser schröcklichen **Theurung** war aber nicht Miswachs oder Mangel an Lebensmitteln, diese waren in Ueberfluß vorhanden, sondern niederträchtiger, gesetzloßer **Wucher**, der vom Thron der Fürsten, durch alle Volksklassen, bis auf den ärmsten Taglöhner herab, alles ansteckte; wer nicht wuchern wollte oder konnte, der mußte hungern. Die Fürsten hatten sich durch übermäßigen Pracht und Verschwendung und durch die fast immer fortdaurende Kriege in unermeßliche Schulden gesteckt; ihre Schatzkammern glichen einem Abgrund, der nie ausgefüllt werden kann. Dieser Staats-Noth abzuhelfen, schlugen sie **schlechtes Geld**, das kaum den zehnten Theil am innern Werth enthielt. Kaum hatte Einer dieses Mittel, sich schnell zu bereichern, angefangen, so machten es ihm auch andere Reichsstände nach. Alles gute Geld wurde aufgekauft, eingeschmolzen und in geringhaltige Münze verwandelt. So wurde Teutschland schnell mit schlechten Münzsorten überschwemmt, und die Folge davon war, daß alle Bedürfnisse des menschlichen Lebens eben

so schnell zu einem unerhörten Preise hinauf stiegen.

Straßburg, dessen Kassen in den frühern Zeiten nie leer wurden, das oft große Summen an Fürsten und Könige ausleihen konnte, hatte seit dreißig Jahren auch einige Millionen Gulden Schulden bekommen, von denen es nicht einmal die Zinse zu bezahlen im Stande war. Und seine Verwalter oder Vorsteher waren nicht mehr die treuen, redlichen, biedern Männer, nicht mehr die sorgfältigen, uneigennützigen Volks-Väter, welche in den frühern Jahrhunderten so oft Straßburgs Ruhm, Ehre und Stütze gewesen sind; vielmehr waren jezt gröstentheils untreue, haab- und herrschsüchtige Männer an ihrer Spitze, die nur ihren persönlichen Vortheil, aber nicht der Bürgerschaft Nutzen suchten.

Unter den verschiedenen Kammern des Regiments herrschte Uneinigkeit und Mistrauen. Insonderheit hatte sich die Kammer der Herren Fünfzehner, deren Amt es eigentlich war, auf die verschiedenen Theile der Regierung, und auf die Verwaltung der Aemter, ein wachsames Auge zu haben — bey den übrigen Regimentspersonen so wohl, als bey der ganzen Bürgerschaft sehr verhaßt gemacht, wovon in Seba-

stian Brands Annalen häufige Beweise vorkommen, wovon ich aber nur einen oder den andern anführen kann.

In einem Memorial der Herren Dreizehn vom Jahr 1627 wird ihnen Schuld gegeben: „ Daß sie alle einträchtlichen Aemter und Geschäffte „ an sich ziehen — daß sie überall Verbesserungen „ und Ersparnissen einführen wollen, aber an dem „ Mauer- und Zimmerhof, an der Stadt-Korn- „ speicher und Weinkeller werde nichts reformirt; „ diese Aemter bringen ihnen viel Interesse und sey „ nicht viel dabey zu thun. So wird ihnen auch „ die schnelle Steigerung des Geldes zur Last ge- „ legt, wodurch die gemeine Bürgerschaft so wohl, „ als die öffentlichen Kassen großen Schaden ge- „ litten hätten.

Laut Protocoll vor Räth und Einundzwanzig, vom Jahr 1628 sagte der Ammeister Heller vor dem ganzen Rath: „ In der Stadt singe und „ sage man von nichts anders, als von der Herren „ Fünfzehner bösem Haushalten. Man habe nicht „ Ursach die Fünfzehner zu heben (in der Ach- „ tung zu erhalten,) die so oft den Herren Drei- „ zehnern Schwierigkeiten machen. Sie hätten „ den Grundsatz angenommen, niemand als Gott „ und den Schöffen Rechenschaft abzulegen — „ sie hielten auch ihre Sachen so geheim, daß nie- „ mand etwas davon erführe, dieß wäre in dieser „ Stadt nicht zu leiden. „

Aus

Aus diesen Stellen erhellet zur Genüge, daß die Regierung Straßburgs mit sich selbst uneins, und die **Fünfzehn-Kammer** damals schon sehr verhaßt gewesen sey. Aus diesen vorläufigen Bemerkungen werden sich nun meine Leser die nachfolgende Geschichte desto leichter erklären können.

Der schändliche Geldwucher hatte schon im Monat September des vorigen Jahrs seinen Anfang genommen. Vornehme Herren und Taglöhner, jeder Mensch, der nur einen Reichsthaler im Vermögen hatte, legte sich aufs Wechseln, denn es war sehr viel dabey zu gewinnen: aber von eben diesem Monat an stiegen auch die Lebensmittel in einen hohen Preiß. Ein Fürtel Waitzen das vorher 2 fl. galt, kostete im September 5 und 6 fl. ein Becher Milch 3 Schillinge. Es war leicht voraus zu sehen, daß dieses Unwesen mit der schlechten Münze nicht lange dauern könnte. Es war nichts mehr feil; niemand wollte anders, als gegen Reichsthaler verkaufen, diese aber waren in einem hohen Werth, und wurden mit jedem Tage seltener. Wären Straßburgs Bürger weise, und die Obrigkeit klug und redlich gewesen, so hätten sie dem schändlichen Wucher mit Ernst gesteuert: den schlechten Mün-

zen den Eingang in die Stadt verschlossen, und lieber eine kurze Zeit Schaden an ihrer Handlung gelitten: aber das thaten sie nicht; Obrigkeit und Bürgerschaft vermehrten noch das Uebel in ihren eignen Mauern.

Den 25. Febr. 1622 versammelte man die Schöffen und hielt ihnen für, daß der Magistrat gesonnen wäre sich des Münzens mit Ernst anzunehmen; daß also hiemit allen Bürgern und Einwohnern ernstlich und bey Leibesstrafe verboten würde, Silber und alle Geldsorten an Fremde zu verhandeln, vielmehr sollte man es den, dazu verordneten Herren überliefern, welche es eben so gut als die Fremden bezahlen würden. Auch gab man den Juden wieder Erlaubnis in die Stadt zu kommen, durch welche der Wucher vollends aufs höchste getrieben wurde. Nun standen auf allen Märkten Wechseltische; arme Leute giengen, für sich oder für andere, mit Geld-Säcken und mit einer kleinen Waage, auf den Straßen und in den Häusern herum, Silber aufzukaufen. Durch diesen Handel wurden manche so plötzlich reich, daß Leute, denen man vor einem Jahr nicht 2 fl. geborgt hätte, in der Schlossergassen Häuser um 6 bis 12 tausend Gulden kauften, und baar bezahlten; da hinge-

gen vermögliche Personen, die von ihren Zinsen oder von ihrer Besoldung leben mußten, wegen der großen Theurung zu Grunde giengen.

Nebst dem **Pfenningthurn** errichtete der Magistrat noch eine **Wechselbank** in dem **Barfüßer Kloster**. An beiden Orten kaufte man nicht nur Gold und Silber in theuern Preisen und in großer Menge, sondern man nahm auch ungeheure Summen auf Zinse an; und nun prägte die Stadt **Dreibätzner** und **Sechsbätzner**, von denen aber die **erstern** nicht mehr als **vier** und die **letztern neun Pfenninge innern Werth** enthielten. Gegen dieser heillosen Münze war das gute Geld, so hoch es auch im Werth gestiegen war, doch noch immer wohlfeil, und zum Einschmelzen vortheilhaft. Ein **Dukaten**, der vorher 2 fl. 5 ß. galt, nahm man jetzt gerne für **eilf** und einen **Goldgulden** für **acht** Gulden an; einen **Reichsthaler**, 1 fl. 5 ß. an wahrem Werth, schätzte man jetzt in der Stadt auf 6 — auf dem Lande aber auf 9 bis 10 Gulden. Mit diesem theuern oder **schlechten Gelde** wollte nun ein wohlweiser Magistrat seine auswärtigen **Schulden bezahlen**; weil die Kapitalien der Bürgerschaft so hoch angewachsen waren, daß sie jene noch weit überwogen. Einige fremde

Glaubiger, die in der Stadt auch vieles zu zahlen hatten, machten nicht viel Schwierigkeit; sie nahmen das Geld wie sie es empfiengen, und brachten es den Bürgern oder den Stiftern an Zahlung; diese suchten eilend andere Kapitalien abzustopfen; hiemit blieb das Geld, und der gewisse Schaden immer in der Stadt, und traf zuletzt den redlichen Bürger. Andere Schuldner hingegen waren nicht zufrieden, und klagten bey dem **Kammergericht** in **Speier**; so bekam der Magistrat eine Menge Processe, welche er zuletzt alle verlor. Dadurch verfiel die Stadt in eine immer größere Schuldenlast, an welcher wir, ihre Nachkommen, nach 200 Jahren, noch immer zu zahlen haben.

Nebst diesem schändlichen Geldwucher riß der Magistrat auch noch den **Alleinhandel**, mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen des Lebens, an sich. Das **Salz**, welches die Stadt an einer alten Schuld von dem Herzog aus Lothringen eben jetzt erhalten hatte, und 17,062 Malter, jedes Malter zu 21 Sester gerechnet, betrug, (siehe II. Band, Seite 91.) verkaufte der Magistrat den Bürgern **den Sester zu sechs Gulden**. Alles **Unschlitt** und aller **Magsamen** mußte in die **geheimen Kammern** geliefert wer-

den, von denen es die Lichtermacher und Oelleute erst wieder kauften. Folgendes sind die Preise, zu welchen die unentbehrlichsten Dinge nach und nach gestiegen sind: Ein Fürtel Waizen 46 bis 60 Gulden — Korn, Erbsen, Linsen 30 bis 46 fl. — Haber 10 bis 14 fl. Ein Ohmen Wein 10, 20 bis 40 fl. — Ein Pfund Ochsen- oder Kühfleisch 3 und 4 Schilling — Hämmelfleisch 4 und 5 ß. — Kalbfleisch 6 und 7 ß. — Schweinenfleisch 6 ß. — ein Pfund Butter 15 ß. — ein Ey 1 ß. — ein Pfund Lichter 10 ß. ein Juder Holz 16 bis 24 fl. für 100 Köpfe Kraut 120 fl.

So unerhört diese Preise gewesen sind, so wären doch diese unentbehrlichen Dinge nicht zu bekommen. Es gab Leute, die viele tausend Fürtel Früchte vorräthig hatten, aber es war ihnen nichts feil, ja sie kauften noch an sich was sie bekommen konnten; und diesem Wucher steuerte man nicht, denn der Magistrat wucherte selbst. Der Mangel war daher mitten im Ueberfluß unbeschreiblich groß. Es war traurig anzusehen, wenn vor **jedem Beckenladen alle Morgen bis auf hundert Menschen standen**, die untereinander fluchten, betheten, zankten, seufzten, schimpften und weinten, um für **zween Gulden**

fünf Pfund schlechtes Brod zu bekommen. Der Magistrat gab zwar einigen Becken Frucht von der Stadt Speicher um 24 fl. daß sie genug backen sollten, aber einige verkauften einen Theil davon in theuerm Preiß, und so war nichts geholfen. Man gab auch den Armen und den Wittwen Mehl, den Sester zu 2 fl., allein Leute die es wohl bezahlen konnten, rissen es an sich. Ein **Becker** aus Lothringen brachte aus Mitleiden und mit großer Gefahr, wegen den noch immer fortdaurenden Kriegsunruhen **einen Wagen voll Brod** in die Stadt, gabs auch in sehr billigem Preiße; als ihm aber die Zollbedienten, mitten im Verkauf, einen **übermäßigen Zoll** abforderten, und einige Leute ihn nicht bezahlten, gab er das Brod noch einmal so theuer, und kam nicht mehr.

Mit dem **Fleisch** war eine noch größere Noth; weil die Metzger kein anderes Geld als Reichsthaler zu 6 Gulden nehmen wollten, die doch überall 9 und 10 fl. galten. Man taxirte ihnen das Fleisch, da war es noch ärger, viele verkauften das Vieh an Fremde, und schlachteten nichts; freilich strafte man sie um 1000 Thaler, aber damit war der Bürgerschaft nicht geholfen. Der Magistrat ließ aus der **Gemein-Kasse** Vieh

kaufen, und durch besondere Leute aushauen, damit es der Bürgerschaft zu gut käme. Man gab das Pfund um 2 ß. 4 Pf.; allein bis alle Regiments-Personen, Schöffen, Advokaten, Pfarrer, Amtleute und Schreiber, nebst ihren Verwandten und Freunden, die alle Zettel mitbrachten, gegen welche sie bekamen wie viel jeder verlangte — bis alle diese vorzügliche Menschen ihre Mastung hatten, war für den arbeitsamen Bürger, für Schwache und Kranke, für Kindbetterinnen und dergleichen Personen nichts mehr übrig; obgleich das Gedränge um dieses Herrenfleisch (so nannte man es) so groß war, daß den 31 Mai eine Magd zerdrückt, und mehrern Personen schwach und ohnmächtig wurde. Und dawider durfte niemand nichts reden; zween Thurnhüter waren bestellt, die auf alle Worte genau acht gaben, und den Auftrag hatten, jeden gefänglich anzunehmen, der es wagen würde, etwas gegen diese Einrichtung zu sagen. Ein Karrenzieher, der bis an den Mittag auf Fleisch gewartet hatte, und nun keines bekam, sagte aus Ungeduld: „Man nähme das Geld aus dem gemeinen Säckel, für „welches man das Vieh kaufe, und gleichwohl „bekomme kein gemeiner Bürger nichts davon;„

sogleich war er verrathen und in den Thurn geführt.

So groß indessen auf einer Seite die Noth war, in welcher einige Personen aus Hunger sturben, und andere aus Verzweiflung sich selbst das Leben nahmen, so groß war auch auf der andern Seite der Muthwillen und die Verschwendung bey solchen Leuten, die sich durch den Wucher oder durch die Theurung mit anderer Schaden bereichert hatten. Bey diesen sahe man nichts als Uebermuth und leichtfertiges Wesen, zur Wollust war ihnen nichts zu theuer. So hielten etliche **Kürschners Weiber** in der Weihnachtmeße eine Mahlzeit auf ihrer Zunft, bey welcher jede Person, ob sie gleich 150 fl. zu verzehren hatten, noch 10 fl. nachzahlen mußte; welches vieles Reden in der Stadt verursachte. Ein gewisser **Hanß Jakob Engelhart**, ein Wurzkrämer, gab auch ein Gastmahl und des Nachts einen Tanz. Zuletzt entstand Streit, und ein Student ward geschlagen, daß man ihn todt nach Hause trug. In den **Osterfeiertagen** war allenthalben Spiel und Tanz, **Fressen** und Sauffen, Lärmen und Schreien auf allen Straßen. Im Gasthof zum **Hirschhorn** in der **Steinstraße** aßen ihrer drei zu Nacht, und ver-

zehrten 53 fl., zween Bauern verzehrten über dem Mittagessen 34 fl. und sagten hernach: sie hätten ihr Lebtag nicht so gut gelebt, und doch noch lange kein Fürtel Waitzen verzehrt. So groß war damals das Sittenverderben in Straßburg, so stark wirkte das Beispiel der Obern auf die Bürgerschaft!

Endlich, nachdem die Noth aufs höchste gestiegen war, und man mit jedem Tag einen allgemeinen Aufstand befürchten mußte, traten die benachbarten Fürsten, Städte und Stände zusammen, und beschloßen einen gemeinschaftlichen billigen Geld-Taxt. Man hielt aber alles geheim, bis auf den Tag, da das Mandat öffentlich angeschlagen werden sollte. Unterdessen arbeitete man Tag und Nacht in den Münzstätten, besseres Geld zu machen, welches an dem nemlichen Tag auf den Zünften gegen schlechte Sorten sollte ausgewechselt werden. Der Reichsthaler wurde wieder auf 1 fl. 5 ß. gesezt, und alle andere Münzen nach diesem Fuß eingerichtet; weil man aber in so kurzer Zeit nicht Geld genug verfertigen konnte, so verordnete der Magistrat, daß man bis auf den 1. Nov. die schlechten Sechsbäzner um 9 Pfennige und die Dreibäzner um 4 Pfennige nehmen sollte. Nach

diesen Vorbereitungen wurde endlich am Sonntag den 19. October 1623. das Dekret selbst von allen Kanzeln abgelesen und überall angeschlagen. Da sahe man seltsame und ganz verschiedene Bewegungen auf den Gesichtern; einige weinten vor Freuden, indem andere die Zähne knirschten; die Wirkung dieser Verordnung war eine **plötzliche Wohlfeile der Lebensmittel.** Den andern Tag war ein Pfenning-Brod zehnmal größer als am Sonntage; und der Ohmen Wein kam von 30 fl. auf eben so viele Schillinge herab; im folgenden Jahr galt er 13 Schillinge. Der **Magistrat** und die **Wucherer** waren jezt am allerübelsten daran. Die lezten waren auf einmal wieder so arm, als sie vorher gewesen sind; ihr voriger Gewinn hatte sich unter der Hand verzehrt, und jedermann war ihnen gram. Der Magistrat aber hatte schröcklich viel Gold und Silber in sehr hohen Preißen auf Zinße angenommen, wovon er die Interessen nicht aufzubringen wußte, und noch weniger die Kapitalien abzuzahlen im Stande war. Zulezt kam es auf eine **Abschätzung** an, welche sich die Herren Kapitalisten mußten gefallen lassen. Wer z. E. 60 tausend Gulden angelegt hatte, mußte mit 20 tausend vorlieb nehmen. Der-

gleichen Prozesse gab es viele, welche noch mehrere Jahre fortdauerten. Unter diesen Umständen wurden sehr viele Schmäh- oder vielmehr Klagschriften heimlich ausgestreut; wenn aber der Thäter offenbar wurde, so wurde derselbe sehr hart, ja so gar mit dem Tode bestraft.

Einmal fand der Sigrist im Münster eine solche Schrift auf der Kanzel-Treppe, in welcher sehr wehmüthig über das Betragen der Obrigkeit geklagt und der Herr Pfr. Schaller gebethen wurde, der Obrigkeit die Wahrheit zu sagen, und sie zu ihrer Pflicht zu ermahnen. Ich finde aber nicht, daß dieses jemalen geschehen wäre; das aber finde ich sehr oft, daß die Herren Prediger die Sünden des Volks von der Kanzel ungnädig bestraften. Ob die Gefahr zu groß war, daß es auch Prediger und Beichtväter nicht wagen durften, die Obrigkeit an ihre Pflicht zu erinnern, oder ob sich die Geistlichkeit selbst ähnlicher Verbrechen schuldig gemacht habe, weiß ich nicht — Gott weiß es — aber alle einzelne Züge, die hie und da aufgezeichnet sind, scheinen zu beweisen, daß die damalige Protestantische Geistlichkeit mit den Regiments-Herren sehr gut harmonirte. Alle Vorzüge und Ehren theilten sie miteinander; und wenn

der **Konvent** an die Obrigkeit eine Ermahnung ergehen ließ, so war es keine andere, als **die Laster des Volks ernstlicher zu bestrafen;** dieß war auch immer der Inhalt der **Herbst-** und **Frei-Texte** und das **Thema aller Predigten**, von denen in den Chroniken einige Meldung geschiehet. Wenn bey so bösen Beyspielen der Regenten und Lehrer, und bey so grossem Druck, das Sittenverderben bey dem Volk sehr überhand nahm: wer wird sich darüber wundern?

Morgens, den 16. Merz fand man auch zween gleichlautende Zettel an den Thüren des Städtmeisters **Wurmser** und Ammeisters **Mürsel** angeklebt, in welchen den sämtlichen Herren der **drei geheimen Kammern** zu Gemüth geführt wird, „in was Armuth und Schaden die Bür„gerschaft durch das viele Geldaufnehmen, und „durch die Abschäzung der Kapitalien gebracht „worden sey.„ Anbey bat der Verfasser, „ein „löbl. Magistrat möchte sie doch nicht vollends „zu Grund richten, dadurch, daß man aus „Geiz den eignen Nuzen dem gemeinen Wohl „vorziehe; auch sollte derselbe sich nicht ferner von „seinen Dienern (Advokaten und Sekretarien) „also regieren lassen, die nichts anders als der „Bürgerschaft Untergang suchten, sondern selbst

„ ein Einsehen haben, und die Bürger bey dem
„ Ihrigen bleiben lassen, wie die Herren ihnen
„ geschworen hätten.„

Und solche furchtsam seufzende und kriechende Schriften nannte man **Pasquillen**! Seht hier, Mitbürger, **Reichsstädtischen Aristokratismus**, wie nahe er an Despotismus gränzt! zwar, ihr habt ihn zum Theil selbst noch empfunden: aber desto mehr lernt das Glück unserer Tage schätzen! ihr seyd von allen **Zöllen** und **Umgeldern** frei, welche die Lebensmittel vertheuern, und die Handlung hemmen; Ihr dörft alle eure **Verwalter** und **Richter selbst wählen**; ihr könnt ihren Berathschlagungen beiwohnen — **Rechnung** von ihnen **fordern** — ihr dörft ihnen ins Gesicht **die Wahrheit sagen**, ihre **Fehler** öffentlich **rügen**, wenn es nur mit dem nöthigen Anstand und **weiser Vorsicht** geschiehet!

Zwo Armeen im Elsaß.

Während diesem großen Jammer dauerte der Krieg im Elsaß immer fort. **Leopold** und **Mannsfeld** hatten ihre Armeen verstärkt, und beede Theile ruinirten das Land. Straßburg hatte die Neutralität ergriffen, und suchte bey beeden Theilen durch Geschenke und Gaben einen

guten Willen zu machen; aber eben dadurch verrieth es seine Schwäche, und beide spotteten seiner, plünderten und verbrannten ihre Dörfer, und übten die größten Feindseligkeiten aus. Hätten nicht die **gutwilligen Bürger**, bey dem größten Hunger und Kummer, so treue Dienste gethan, so wäre Straßburg damals ganz gewiß dem Bischof in die Hände gerathen. Seine Nachstellungen waren so groß, daß oft Monate lang alle Nacht 2,000 Mann auf die Wache ziehen mußten. Aber **die guten Bürger** waren unermüdet, **frohnten** immer fort an den **Wällen**, und zogen **jeden dritten Tag**, zur Sicherheit der Stadt, gutwillig auf **die Wache**; wofür sie von ihren despotischen Vorgesetzten weder Liebe noch Dank, weder Schutz noch Hülfe genoßen.

Ehe ich die Geschichte dieses Jahres beschließe, muß ich noch einer **schönen That eines Zimmermanns** gedenken, dessen Name wohl werth wäre, daß er in unsern Geschichtbüchern glänzte. **Ein schröckliches Donnerwetter** hatte den 24. Juni an 5 Orten eingeschlagen; zuletzt **traf der Blitz** auch noch **einen Pulverthurn**, in welchem 160 **Tonnen Pulver lagen**. Schon brannte der Dachstuhl; niemand wollte sich hin-

wagen zu löschen. Nun kam dieser Zimmergesell, stieg muthig auf das brennende Dach, hieb die feurigen Balken ab, warf sie in den Graben, und rettete so die ganze Stadt von ihrem gewissen Untergang. Siehe, Leser, das heißt **Patriotismus.** Gehe hin und thue ein Gleiches!

Fortsetzung der Böhmischen Händel, bis 1624.

Unterdessen hatten die Sachen des **Winter Königs** von Böhmen, **Friedrichs**, Kurfürsten von der Pfalz, eine so üble Wendung genommen, daß er alle seine Völker abdanken, und in die Niederlande flüchten mußte. **Böhmen, Oesterreich, Mähren** und **Schlesien** mußten ihren Hals wieder unter das vorige Joch beugen, und **Ferdinand** gieng mit ihnen als mit überwundenen Sklaven um; beraubte sie aller ihrer Freiheiten, vertrieb alle Protestantischen Prediger, schloß ihre Kirchen zu, und führte den Katholischen Gottesdienst mit Gewalt ein. Die **Pfalz** war ganz in den Händen der **Spanier**; die **Kurwürde** dem Herzog von **Baiern, Maximilian** übertragen, und **Friedrich** sebst, mit seinen Helfern in die **Reichsacht erklärt.** Der Kaiser hingegen und die Katholische Parthei

spielten überall den Meister. Mit und ohne Befehl des Kaisers mußten die Protestanten im Reich mancherlei Bedrückungen ausstehen; alles was nur jemalen zu den Stiftern und Klöstern gehört hatte, wurde ihnen mit Gewalt entrissen; wogegen die erschrockenen Protestanten sich nicht einmal laute Klagen zu führen getrauten.

Gewaltsame Aenderung der Religion in Hagenau 1624.

Nachdeme unter diesen Umständen Graf von Mannsfeld die Stadt **Hagenau** und das Elsaß hatte verlassen müssen, so kamen darauf **Kaiserliche Kommissarien** ins Land, das Betragen der Reichsstädte während diesem Kriege zu untersuchen. Diese beriefen überall die Bürger zusammen, und befragten sie: Ob sie Klagen gegen ihre Obrigkeiten vorzubringen hätten? Wie es zugegangen, als Mannsfeld ihre Stadt besetzt hielt? Wie sich dieser oder jener **Stadtmeister** gegen Mannsfelden betragen? Ob sie Gemeinschaft mit ihm gehabt, und was sie geredet hätten? Die Städte **Weissenburg** und **Landau** kamen leicht aus diesem Proceß; die Bürger erklärten einhellig: daß sie über ihre Magistrats-Personen nichts zu klagen, und daß sich dieselben

gegen

gegen Mannsfelden der Klugheit gemäß verhalten hätten. Zwar gab der Dechant des Stifts zu Landau eine bittere Schrift mit 12 Klagpunkten gegen den Magistrat und die Bürgerschaft ein: allein diese verantworteten sich dergestalt, daß die Kommissarien den Dechant mit einem scharfen Verweiß zurücke schickten.

In Hagenau hingegen führte die Bürgerschaft schwere Klagen über ihre Stadtmeister und andere angesehene Bürger; diese kamen sogleich in Arrest. Darauf versammelte man den Rath, und fragte ihn: Ob er dem Kaiser schwören wollte? Ja, antwortete dieser, als einem Oberhaupt des Reichs, aber nicht als Erzherzogen von Oesterreich. Unterdessen versicherte man sich der Stadt durch geschwinde Aufbauung eines kleinen Kastels, zu welchem Ende vier Häuser niedergerissen wurden; so wurden auch die Soldaten der Stadt abgedankt, und eine Oesterreichische Garnison hinein gelegt, auch der Stadt ihre Kanonen abgenommen. Nun merkten die erschrockenen Bürger erst, was man eigentlich im Sinn habe, und waren wegen dem Ausgang dieses Handels sehr in Sorgen. Endlich nach einer acht Monat langen Untersuchung erfolgte das Urtheil über die neun Gefangene. Vier

Städtmeister, Kapito, Schin, Budenstein und Westermeier sollen ihrer Ehrenämter entsezt, und drei Viertheile ihres Vermögens verlustig seyn. Ammeister Hierlin, mit zween andern Bürgern, Vesch und Harst gefoltert, und zu weiterer Bekenntnis angehalten — und endlich Doktor Theus, Trief und Schweighäuser aus der Stadt verwiesen werden. Darauf nahm man den Evangelischen die Kirche hinweg, und räumte sie den wenigen Katholiken ein. Die Protestanten hielten zwar ihre Gottesdienste noch eine Zeitlang im Fleckensteinischen Hof; allein am Ende dieses Jahrs wurde der Prediger und Schulmeister fortgeschickt, und die Bürger zur Katholischen Religion gezwungen. *)

Auch nach Straßburg kam ein Kaiserlicher Kommissarius und verlangte: 1. eine Geldhülfe für den Kaiser, 2. die Auslieferung aller Pfälzischen Güter, und 3. einiger Straßburgischer Bürger, welche mit Mannsfelden in Gemeinschaft stunden. Zu andern Zeiten wurden dergleichen Begehren, vermöge der Privile-

*) Aus der geschriebenen Dunzenheimer Chronick, auf dem Archiv der Stadt Straßburg. Seite 564, 567, 572.

gien, rund abgeschlagen, aber jezt bewilligte man alles. Ohne der Schöffen Wissen, gab der Magistrat dem Kaiser 18,000 Gulden; die Pfälzischen Güter, über hundertmal tausend Gulden am Werth, wurden ausgeliefert, und die verklagten Bürger vom Kommissär folgender maßen bestraft:

Christoph Merkelbach	um	5,000 Rthlr.
Hanß Nessel	. . . . .	1,000 ——
David Bithon	. . . . .	15,000 ——
Peter Knörr	. . . . .	2,000 ——

Peter Emanuel, um sein ganzes Vermögen.
Joh. Dolpier, war flüchtig, der sollte sich stellen.

Das große Ohmgeld.

Der Bürgerschaft wurde den 12 Juni wieder eine neue Last aufgelegt, nemlich das große Ohmgeld. Vorher gab man von einem Ohmen Wein oder von einem Fürtel Frucht 9 Pfenning, nun aber bey dem Einkauf 2 ß. und eben so viel wenn es gemahlen werden sollte. Auch im Kaufhaus mußte der Verkäufer vom 100 — zwei Gulden erlegen. Allein wegen der Kaufhaus-Auflage bekam der Magistrat mit den Städten Frankfurt und Nürnberg Proceße; und wegen dem großen Ohmgeld wäre die Stadt mit Vi-

schof Leopold und andern benachbarten Fürsten beinahe in einen Krieg verwickelt worden. Leopold legte nun auf dem Lande ein eben so starkes Ohmgeld auf die Straßburger Bürger; und da der Magistrat nicht viel darnach fragte, schnitt er der Stadt die Zufuhr ab, belegte die Güter der Bürger mit Arrest, ließ weder Geld noch Zehnten in die Stadt kommen, und griff so gar die Kaufmanns-Güter an, die nach Straßburg gehen sollten. Alle diese Last fiel nun wieder auf die armen Bürger, die nicht einmal laut über ihre Despoten klagen durften.

Nachdeme nun die Stadt durch die strengen Maßregeln Leopolds so sehr geängstiget ward, die Bürgerschaft schwürig wurde, und der Magistrat sich nicht zu helfen wußte, so versammelte man den 7. October die Schöffen, und hielt ihnen drei Fragen vor: 1. Ob man das **große Ohmgeld** wieder abschaffen sollte? ferner, wie man es anstellen wollte, daß der **Stadt-Kasse** wieder **geholfen** werde? und ob man nicht eine **Abgabe** auf die **Allmenplätze** legen könnte? Dießmal hatten aber die Schöffen das Herz zu reden, sie führten den Regimentsherren ihr **schlechtes Haushalten** zu Gemüthe; der Magistrat gab nach; schafte das große Ohmgeld ab; Leopold

schloß die Sperrkette wieder auf — und den Bürgern war geholfen.

Leopold, Bischof zu Straßburg und Passau tritt in den weltlichen Stand 1626.

Leopold reißte bald hernach zu dem Pabst nach Rom; legte daselbst den geistlichen Stand ab, und verheurathete sich den 19. April 1626 mit der jungen Wittwe des Herzogs von **Urbin Klaudia**; mit welcher er noch sechs Jahre in der Ehe lebte, und fünf Kinder erzeugte. Im Jahr 1632 starb er, nachdem er sich vorher auf der Jagd zu sehr erhitzt hatte. Seines Bruders, Kaisers **Ferdinands** II. Sohn, **Leopold Wilhelm**, folgete ihm in der Bischöflichen Würde zu **Straßburg** und **Passau**; weil er aber erst 12 Jahre alt war, verwaltete der Dom-Dechant, **Hermann Adolph**, Graf von **Salm** die Regierung des Bisthums.

Fernere Fortsetzung des 30jährigen Kriegs, von 1625 bis 1629.

Nach Eroberung der Pfälzischen Länder und gänzlichen Vertreibung des Kurfürsten **Friedrichs**, hob die **Katholische Liga** das Haupt hoch empor; die Einziehung der geistlichen Gü-

ter und die Verfolgung der Protestanten bey den schwachen Reichsständen in Oberteutschland wurde mit großem Nachdruck fortgesetzt; da war niemand, der den siegreichen Waffen des Kaisers und der Katholischen Fürsten sich widersetzen durfte. Als aber der **Niedersächsische Kreis** vermerkte, daß die Reihe nun auch bald die dortigen Länder treffen würde, indeme der Bairische General **Tilli**, der die Armee der **Liga** kommandirte, bereits ihre Grenzen beunruhigte, rüsteten sich die Niedersächsischen Fürsten und Stände ebenfals zum Kriege. Der **König von Dänemark Christian** IV, als Herzog von Holstein, vereinigte sich mit ihnen, und wurde zum Kreis-Obersten erwählt; **Frankreich, England** und **Holland** leistete ebenfalls einige Unterstützung; **Mannsfeld** kam auch wieder mit einer Armee zum Vorschein, und so lebte bey den Protestanten, die schon alles verloren zu seyn glaubten, wieder einige Hoffnung auf.

Allein auch diese Unternehmung fiel abermal zum Unglück der Protestanten aus. **Mannsfeld** wurde von dem Kaiserlichen General **Wallenstein**, bey der **Dessauer-Brücke** geschlagen, und bis nach Ungarn verfolgt, wo er den Rest seiner Armee abdankte, und nach Venedig fliehen wollte,

da er neue Unterstützung hoffte. Allein unterwegs übereilte ihn der Tod. **Tilli** erhielt einen Vortheil um den andern über den **König von Dänemark**; der endlich in der Hauptschlacht bey **Lutter am Barrenberge**, den 27. August 1626, beynahe seine ganze Armee, alle Kanonen und 60 Fahnen einbüßte, welche der siegenden **Liga** in die Hände fielen. So unglücklich dieser erste Feldzug für den König, und überhaupt für die Protestanten, ausgefallen war, so war doch noch nicht alles verlohren. Den Winter über sammelte man wieder eine Armee, zu welcher Frankreich 4,000 und England 6,000 Mann hergab; aber auch diese wurde aufs Haupt geschlagen und zerstreuet!

Nun überschwemmten die kaiserlichen Völker das ganze nördliche Teutschland, zwischen der **Weser** und der **Weichsel**; nahmen alle festen Plätze weg, und drangen bis in **Schleßwig** und **Jütland** ein, welche dem Könige von Dänemark gehörten; der Herzog von **Mecklenburg** wurde in die Acht erklärt, und sein Land dem General **Wallenstein** geschenkt. Dem Könige blieb nun nichts übrig, als Frieden zu suchen, welcher auch zu **Lübeck**, den 22. Mai 1629 zu stande kam. Er erhielt seine Länder, die man

ihm abgenommen hatte, wieder zurücke, mußte aber versprechen, sich nicht mehr anders, als nur in Ansehung Holsteins, in die Reichsangelegenheiten zu mischen.

Kaiserliches Edikt wegen der Zurückgabe der geistlichen Güter 1629.

Mittlerweile als der Kaiser den ganzen Niedersächsischen Kreis mit allen Protestantischen Stiftern unter seine und der Liga Botmäßigkeit gebracht hatte, so erfolgte nun erst der fürchterlichste Schlag, der den Protestanten die letzten Kräfte rauben, und der Vorbotte ihrer gänzlichen Ausrottung seyn sollte. Den 6. März 1629 erschien ein Kaiserliches Edikt, welches an allen Orten verlesen und angeschlagen wurde. **Kraft desselben sollten alle Protestanten die, seit dem Passauischen Vertrag, eingezogenen Kirchen-Güter zurücke geben, und die Reformirten von dem Religions-Frieden ausgeschlossen seyn.** Zwei Erzbisthümer, zwölf Bisthümer und eine unübersehbare Zahl von Klöstern, welche sich die Protestanten zugeeignet hatten, deren Einkünfte grösstentheils zu milden Stiftungen verwendet worden waren,

standen auf der Liste der wieder zu erstattenden Pfründen.

Die Evangelischen standen bey der Bekanntmachung dieses Edikts wie vom Bliz gerührt. Kurzsichtige Katholiken, insonderheit Mönche und Jesuiten, überließen sich einer grenzenlosen Freude. Hingegen aufgeklärte Männer dachten ganz anders. Selbst der General Colalto stellte dem Kaiser vor: „Er sollte nur beden-„ken, wie veränderlich das Kriegsglück seye; „dieses Edikt bringe die Protestanten auf einen „Grad der Verzweiflung; sie würden das äus-„serste wagen; Schweden, England und Hol-„land würden auch nicht zusehen, und von „Frankreich wisse man nicht wie es gesinnet „sey; die Liga sey erschöpft, und die Glieder „derselben nicht mehr ganz einig; dieses Edikt „wäre seiner Meinung nach nichts anders, als „das Signal zu einem Kriege, der Teutschland „vollends zu Grunde richten würde.„ Wie wahr dieser helldenkende Mann geredet habe, sahe man schon in dem darauf folgenden Jahre.

Indessen wurde mit Vollziehung dieses Edikts in dem Fränkischen und Schwäbischen Kreise, besonders in den Reichsstädten der Anfang gemacht. Augsburg mußte zuerst die geistliche

Gerichtsbarkeit ihres Bischofs anerkennen, die Evangelischen Prediger fortschaffen, und auf die Ausübung des Protestantischen Gottesdienst Verzicht thun. Den 16. April übersandte der Kurfürst von **Mainz** dieses **Edikt** auch an den Magistrat von **Straßburg**, der es sogleich den versammelten Schöffen und dem Kirchen-Konvent vorlegen, und hernach an der Kanzlei anschlagen ließ. Es verursachte aber bey uns keine so große Bestürzung als in andern Städten, der größte Schrecken war schon vorüber. Die Kapitularen des ehemaligen hohen Stifts zu Straßburg konnten nicht so lange warten; sie hatten schon ein Jahr vorher, gleich nach der Unterjochung des Niedersächsischen Kreises ein Kaiserliches Mandat ausgewirkt, welches den 5. Februar 1628 unserm Magistrat war übergeben, und demselben befohlen worden: **die drei Stiftskirchen abzutreten, und Katholische Bürger anzunehmen.** Freilich wurde es jetzt auf **alle Kirchen und Kirchengüter** ausgedehnt; wie denn schon den 30. Mai ein auf dieses Edikt sich gründende Kaiserliches Schreiben, von dem **Provinzial der Dominikaner** ankam, in welchem der Stadt befohlen wurde, in Zeit von zwei Monaten demselben das **Dominikaner-**

Kloster in Straßburg, mit allen seinen Rechten und Gefällen zu übergeben. Nachdeme aber Straßburg eben nicht sehr willig war, solche Opfer herzugeben, deren rechtmäßiger Besitz theils auf freywillige Uebergabe oder Verlassung, theils auf so viele Verträge und Friedensschlüsse sich gründete, so suchte sie anfangs nur Zeit zu gewinnen, um diese Sache in gerichtliche Wege einzuleiten. Der Proceß, von welchem die Akten noch im Druck vorhanden sind, dauerte bis zum Ende des Jahrs 1631; und weil unterdessen, wie wir bald hören werden, die Sache der Protestanten eine günstigere Wendung genommen hatte, so blieb er hernach gar liegen.

Anfang des Schwedischen Kriegs von 1630 bis 1632.

Endlich erschien den Protestanten eine mächtige Hülfe aus Norden, und zwar zu eben der Zeit, da ihnen durch die Zurückgabe der Stifter und Klöster der letzte Herzstoß gegeben werden sollte. **Gustav Adolph, König in Schweden**, ein Mann von großen Talenten, hohem Muth und edeln Gesinnungen, landete den 24. Juni 1630 mit 15,000 Mann an den Küsten von Pommern. Er hatte mehrere Ur-

sachen den Krieg gegen den Kaiser anzufangen. Nicht nur hatte ihn derselbe persönlich beleidigt, sondern seine, bis an die Ost-See ausgebreitete Macht konnte dem Königreich Schweden höchst gefährlich werden, und überdieß gieng ihm auch die Noth seiner Glaubensbrüder in Teutschland, und der Verlust der teutschen Freiheit tief zu Herzen.

So bald Gustav den teutschen Boden betrat, kniete er im Angesicht seines Gefolges auf die Erde, und dankte dem König aller Könige für die so glücklich zurück gelegte Seereise; dann setzte er seine Truppen ans Land, vor denen die Kaiserlichen Besatzungen sich allenthalben zurücke zogen; gleich sein erster Eintritt in Teutschland war Eroberung. Nun flog er gleichsam nach Stettin, nahm diese Festung in Besitz, und schloß mit dem Herzog von Pommern ein freundschaftliches Bündnis. Das stolze Oesterreich achtete diesen neuen Feind wenig; von dem Gipfel seiner scheinbaren Größe sahe es mit Geringschätzung auf einen Fürsten herab, der aus einem verachteten Erdwinkel, mit einer Handvoll Menschen hervor kam. Man spottete seiner in Wien, und nannte ihn die Schnee-Majestät, welche nur der kalte Norden zusammen halte,

die aber zusehens schmelzen würde, so bald sie sich nach Süden wagen sollte. Auch die versammelten Kurfürsten in **Regensburg** würdigten seine Vorstellungen keiner Aufmerksamkeit: aber während der Zeit, da man in Wien und Regensburg seiner spottete, nahmen die Schweden in **Pommern** und **Mecklenburg** eine Festung nach der andern ein. Die flüchtigen Oestreicher zogen sich in die Mark **Brandenburg**, wohin ihnen Gustav Adolph auf dem Fuße nachfolgte, und wie eine aufgescheuchte Heerde vor sich her trieb.

Der Ruhm von seinen Siegen verbreitete sich schnell, und sein kleines Heer erhielt dadurch täglich neuen Zuwachs. Die Protestantischen Stände faßten nun auch wieder Muth, und thaten dem Kaiser Widerstand, der sie durch übertriebene Zumuthungen, und durch die immerfort dauernde **Einziehung der geistlichen Güter** auf einen Grad der Verzweiflung gebracht hatte: doch wollte keiner der teutschen Reichsfürsten den König weder mit Volk noch Geld unterstützen, und noch weniger sich mit ihm in ein Bündnis einlassen; ja die Kurfürsten von **Sachsen** und **Brandenburg** legten Gustav Adolphen noch überdieß alle mögliche Hindernisse

in den Weg, ob gleich der leztere die Befreiung seines Landes von der Kaiserlichen Armee, welche die Mark-Brandenburg schröcklich verwüstete, allein zu verdanken hatte. Ein solches Betragen der Protestantischen Stände, welches theils aus Furcht vor dem Kaiser, theils aus Mistrauen und Eifersucht, die teutschen Angelegenheiten einem ausländischen Prinzen anzuvertrauen, — herrührte, hatte der König nicht vermuthet, vielmehr hätte er gehofft, sie würden sich, ihm sämtlich in die Arme werffen, und gegen ihren gemeinschaftlichen Unterdrücker mit ihm gemeine Sache machen, welches auch **Ferdinand** am meisten fürchtete, und daher aus allen Kräften zu verhindern beflissen war.

Gustav Adolph ließ sich indessen nicht schröcken; sein großer Geist fand bald andere Hülfsmittel, wodurch er sich bey dem Kaiser und dem teutschen Reich Respekt zu verschaffen wußte. Er schloß den 13. Jänner 1631 mit dem natürlichen **Erbfeind des Hauses Oesterreich**, dem Könige von **Frankreich**, **Ludwig XIII** ein enges Bündnis, nach welchem beide Mächte einander mit bewaffneter Hand zu beschützen, die vertriebenen Reichsfürsten wieder in ihre Rechte und Lande einzusetzen — in den zu er-

obernden Plätzen beide Religionen bey ihren Gerechtsamen zu handhaben, — und die Reichsfreiheit wieder herzustellen, sich verpflichteten. Dieses, mit dem mächtigsten Könige Europens geschlossene Bündnis gab Gustaven ein großes Gewicht. Selbst die Katholischen Reichsfürsten, welche bey der wachsenden Macht des Spanisch-Oesterreichischen Hauses für ihre Reichsfreiheit besorgt waren, sahen es gerne, weil sie unter Frankreichs Schutz für die Katholiche Religion von den Schweden nichts zu befürchten hatten. Das Zaudern und Wanken der ersten Protestantischen Kurfürsten war inzwischen Schuld, daß die reiche und große Stadt **Magdeburg**, welcher der König von Schweden so gerne zu Hülfe gekommen wäre, den 9. Mai, von dem General **Tilli**, erobert, geplündert, verbrannt, und in einen Schauder erregenden Steinhauffen verwandelt wurde. *) Denn Kur-**Brandenburg** wollte dem König die Festungen **Spandau** und **Küstrin**, welche zu seiner Sicherheit durchaus nö-

---

*) Eine kurze Erzählung dieser Belagerung findet der geneigte Leser unter anderm in meiner kleinen Schrift: **Ein Wort zur Beruhigung und Belehrung über den bevorstehenden Krieg, aus der Geschichte freier Völker.**

thig gewesen wären, nicht einräumen, und der Kurfürst von Sachsen versagte ihm den Durchzug über Dessau oder Wittenberg nach Magdeburg.

Der Leztere war überhaupt ein schwacher und doch ehrgeiziger Fürst, der dem Hause Oesterreich ganz ergeben war; dem aber endlich das tyrannische Betragen des Kaisers gegen die Protestanten in Oberteutschland auch die Augen geöffnet hatte, und von Ferdinanden dadurch persönlich beleidiget ward, daß dieser den Kurprinzen, als erwählten Erzbischof von Magdeburg, von diesem einträglichen Posten verdrängen, und den Kaiserl. Prinzen in diese Würde einsetzen wollte. Der Kurfürst suchte daher die gegenwärtige Lage der Sache zu benutzen; und damit er weder von dem Kaiser noch von dem König in Schweden abhängen dörfe, warf er sich selbst zum Haupt der Protestanten in Teutschland auf, ob er gleich einer so schweren Sache nicht gewachsen war. Zu dem Ende lud er alle Evangelische Fürsten und Stände zu einer Zusammenkunft nach Leipzig ein, welche den 6. Febr. 1631 eröffnet wurde. Fast alle Stände — auch unsere Vaterstadt — schickten Gesandte dahin. Ferdinand suchte zwar diese, ihm so nach-

theilige Zusammenkunft zu verhindern, aber seine Bemühungen waren vergebens.

Durch Gustavs Siege belebt, behaupteten die versammelten Fürsten ihre Rechte, und giengen nach zwei Monaten mit dem merkwürdigen Schluß auseinander: „In einer gemeinschaftli-„chen Schrift den Kaiser nachdrücklich um Auf-„hebung des verhaßten Edikts, wegen der „geistlichen Güter — um Zurückziehung sei-„ner Truppen aus ihren Festungen — Ein-„stellung aller Exekutionen und Abschaffung „der bisherigen Misbräuche, zu ersuchen — „einstweilen aber eine 40,000 Mann starke „Armee zusammen zu bringen, um sich selbst „Recht zu verschaffen, wenn der Kaiser es ih-„nen verweigerte.„

Dieser Schluß des Leipziger Konvents setzte Ferdinanden in große Verlegenheit. An alle einzelnen Glieder dieses Bundes ergiengen nun ernstliche Abmahnungs-Schreiben, welche aber diese mit bittern Klagen über die ihnen angethane Kränkungen beantworteten, ihr Betragen vertheidigten, und in den angefangenen Rüstungen fortfuhren. So bald aber Tilli Magdeburg erobert und verwüstet hatte, drohete er, in dem Ton eines stolzen Tyrannen, allen Gli-

dern des **Leipziger Bundes** ein ähnliches Schicksal, wofern sie nicht ihre Bewaffnungen einstellen, kaiserliche Besatzungen einnehmen und dem Bunde entsagen würden. Tilli, als Vollstrecker der kaiserlichen Befehle, sandte sogleich Truppen an den Administrator des Bisthums **Bremen**, der auch ein Mitglied des Leipziger Bundes war, und Soldaten geworben hatte; der, durch Magdeburgs Schicksal, in Furcht gesetzte Erzbischof übergab seine Krieger dem Kaiser, und versprach dessen Befehle zu befolgen. Ein gleiches widerfuhr dem **Herzog** von **Würtenberg**; er mußte sich den Dekreten des Kaisers unterwerffen, und zur Unterhaltung der kaiserlichen Völker einen monatlichen Beitrag in Silber, von hundertmal tausend Thalern erlegen; ähnliche Lasten wurden den Städten **Ulm** und **Nürnberg** — wie auch dem ganzen **Schwäbischen** und **Fränkischen Kreise** auferlegt. Auch Straßburg erhielt Befehl, dem Bischof, innerhalb 6 Wochen alle Kirchen einzuräumen, es geschahe aber nicht; und weil der Kaiser befürchtete, Straßburg möchte sich mit Frankreich verbinden, so erfolgte keine weitere Exekution oder Strafe. Kurz die Hand des Kaisers lag schröklich schwer auf dem — durch einen, schon

dreizehn Jahre dauernden Krieg — ganz erschöpften Teutschland.

Dieses waren die nächsten furchtbaren Folgen des schauderhaften Siegs über Magdeburg, für die Protestanten: aber desto wohlthätiger waren die Spätern. Die Tyrannei des Kaisers reizte den Unwillen der unentschlossenen Reichsfürsten; die Verzweiflung gab ihnen Kräfte — und die Teutsche Freiheit erhob sich aus Magdeburgs Asche! Hätte Ferdinand gegen die Protestanten einige Mäsigung gebraucht: sie hätten ihm selbst gegen Schweden Hülfe geleistet! aber seine unzeitige, thörichte Strenge verursachte, daß sich nun alle mit Gustav Adolphen aufs genaueste verbanden! So mußte der — **sonst kluge Ferdinand, wider seinen Willen, die Erhaltung der Evangelischen Religionsfreiheit befördern helfen.**

Der **Landgraf von Hessen** war der erste unter den Protestantischen Reichsfürsten, der sich öffentlich wider den Kaiser erklärte, und mit dem König von Schweden ein freiwilliges Bündnis schloß, und auch bis zum Westphälischen Frieden getreu auf Schwedischer Seite blieb. Die Kälte und Unentschlossenheit des Kurfürsten

von Brandenburg hatte Gustav Adolph, durch die angedrohte Plůnderung der Stadt Berlin, und feindliche Behandlung seiner Staaten, überwunden — und der, immer so gut östreichisch gesinnte Kurfürst von Sachsen wurde jetzt von dem General Tilli selbst feindlich angegriffen, weil er seine Völker nicht abdanken, und den Leipziger Bund nicht aufheben wollte. Schon hatte Tilli die Verheerungen in seinen Landen angefangen, und Leipzig eingenommen, als sich der, von dem Kaiser so schåndlich betrogene, und nun bis zur Verzweiflung gebrachte Kurfürst dem König von Schweden in die Arme warf, ihn um schnelle Rettung anflehte, und alle Bedingnisse, welche Gustav nur verlangen konnte, zu erfüllen versprach.

So bald das Bündnis unterschrieben war, vereinigte der König seine Armee mit den Völkern des Kurfürsten, und rückte gegen Leipzig vor. Tilli hatte in dieser Gegend ein vortheilhaftes Lager bezogen, und wollte noch einige Verstärkungen an sich ziehen: allein den 7. Sept. 1631 am Morgen frühe, stand Gustav Adolph an der Spitze des Schwedisch-Sächsischen Heers in dem Angesichte der kaiserlichen Armee. Da standen nun die zween grösten Kriegshelden der

damaligen Zeit auf dem Kampfplatz, beide des Siegs gewohnt, hatte noch keiner je eine Schlacht verlohren; beide hatten geübte und muthige Krieger, und ihre Anzahl war in beiden Armeen einander gleich. Man sahe wohl voraus, daß der Kampf sehr blutig und hartnäkig werden müße, aber auf welche Seite der Sieg fallen würde, war nur dem Allwissenden bekannt. Mit banger Erwartung sahen beide Helden, so wie das gedrückte Teutschland dem ungewissen und doch so entscheidenten Ausgang dieser ewig merkwürdigen Schlacht entgegen. Selbst der tapfere aber bescheidene Gustav sagte zu dem Kurfürsten: „**Es steht eine Krone und zween Kurhüte auf dem Spiel; wenn ich den Sieg verliere, dann wehe den Protestanten!**„

Ein zweistündiges Kanonen-Feuer eröffnete die blutige Scene, und ein heftiger Wind trieb ganze Wolken von Staub und Pulverrauch von den frisch geackerten und ausgedorrten Feldern den Schweden ins Gesichte. Tilli griff das Sächsische Heer auf dem linken Flügel an, brachte dasselbe in Unordnung und schlug es in die Flucht. Alsbald folgen Eilboten nach Wien und München, den (noch nicht vollkommenen) Sieg auszuposaunen. Während der Niederlage der

Sachsen stürzte der General **Pappenheim** mit der ganzen Stärke seiner Reiterei auf den rechten Flügel, auf welchem der König kommandirte, aber die Schweden schlugen ihn mit grossem Verlust zurücke; siebenmal erneuerte er den Angriff, aber Gustavs Krieger standen wie Mauern; Pappenheim flohe endlich mit dem Rest seiner Reiter, und überließ dem Sieger das Schlachtfeld. Nun griff Tilli mit seinen siegenden Truppen des Königs linken Flügel, den der schwedische General **Gustav Horn** anführte, mit einer ungestümmen Wuth an; allein der König, der nach Pappenheims Flucht freie Hände bekommen hatte, kam dem General **Horn** zu Hülfe, bemächtigte sich der östreichischen Kanonen, und nun mußte Tilli das Feuer seiner eigenen Artillerie erfahren. Jetzt trennte sich das nie überwundene Heer der Feinde, Verwirrung ergriff die ganze Armee; doch auch jezt noch zeigte sich Tilli als Held: alles flohe, nur vier Regimenter, im Kriege grau gewordener Soldaten, die nie geflohen waren, hielten bey ihm aus. In geschlossenen Gliedern drangen sie fechtend mitten durch die siegende Armee, und erreichten ein kleines Gehölze, wo sie sich nochmals in Schlachtordnung stellten, und bis in die Nacht, da sie auf sechshun-

dert Mann zusammen geschmolzen waren, Widerstand leisteten.

So weit es die Dunkelheit der Nacht erlaubte, ließ Gustav Adolph den flüchtigen Feind durch seine Reiterei verfolgen. **Er aber, mitten unter den Todten und Verwundeten, warf sich auf die Kniee, und seine, über diesen heilsamen Sieg erfreute Seele, ergoß sich in einem feurigen Gebethe zu Gott.**

Sieben tausend Todte von der Kaiserlichen Armee fand man auf dem Schlachtfelde; über fünf tausend waren theils verwundet, theils gefangen; das ganze Lager, alle Kanonen, über hundert Fahnen und Standarten wurden erbeutet. Tilli, der mit vielen Wunden bedeckt, sich nicht zum Gefangenen ergeben wollte, wäre selbst in Stücken zerhauen worden, hätte nicht ein Pistolen-Schuß den Schwedischen Rittmeister eben zu Boden gestürzt, da er jenen zu tödten im Begriff war. Von den Sachsen wurden 2,000, und von den Schweden nur 700 Mann vermißt. So endete sich diese merkwürdige Schlacht, welche bey Katholiken und Protestanten sehr ungleiche Empfindungen hervorbrachte, den Kaiser in eine mißliche Lage versetzte, und Gustav Adol-

phen ein entscheidendes Uebergewicht in Teutschland verschafte.

Nun kam es nur darauf an, daß die Protestanten diesen Sieg auch recht benützten. Und wie konnte dieses besser geschehen, als wenn sie sich mit dem großen Gustav vereinigten, der auch für sich eine solche allgemeine Vereinigung sehnlichst wünschte, und deswegen geschickte Unterhändler an die vornehmsten Fürsten und Städte bereits abgeschickt hatte. Nach der Schlacht bey Leipzig konnte Gustav in Böhmen und Oesterreich einfallen, er konnte selbst den Kaiser in seiner Residenz-Stadt Wien zittern machen, allein dieses Geschäfte überließ er dem Kurfürsten, der aber freilich nicht viel ausrichtete, weil er, nach überstandener Gefahr, nichts ausrichten wollte. Gustav hingegen suchte den Krieg in die Länder der Katholischen Fürsten zu wälzen, welche noch nichts von diesem langen und verheerenden Kriege gelitten hatten. Zu dem Ende zog er nach **Franken**, nahm zuerst die Städte **Erfurt** und **Schweinfurt** in Besitz; dann bemächtigte er sich der Bisthümer **Bamberg** und **Würzburg**; mit dem Marggrafen von **Anspach** schloß er ein Bündnis; darauf wendete er sich gegen den Rhein, nahm

die feste Stadt **Hanau** unversehens weg; **Frankfurt** öffnete ihm die Thore freywillig, als er hierauf das **Rheingau** eingenommen, lenkte er sich gegen die **Pfalz**, welche noch von den Spaniern besezt war; gieng bey **Stockstadt** über den **Rhein** und schlug die Spanischen Truppen, die ihm den Uebergang wollten streitig machen; auch in **Oppenheim** wurden 500 Spanier zusammen gehauen, und **Maynz** mit Akkord erobert, darauf kamen auch die Städte **Speier**, **Landau** und **Weissenburg** in Schwedische Hände.

Nach **Straßburg** kam den 7. Mai 1632 ein Schwedischer Gesandte, **Nikodemus** von **Ahausen**, und verlangte ein freundschaftliches Bündnis mit dem König, worüber die, von dem Kaiser so sehr geängstigte Bürgerschaft herzlich froh war. Man gab dem König eine starke Summa Geld und zwei Kompagnien Reiter zur Hülfe; versicherte seinen Völkern den freien Zug über die Rheinbrücke, nahm aber keine Schwedische Besatzung an. Unsere Reiter fanden bey ihrem Abzuge sogleich Gelegenheit ihre Tapferkeit zu beweisen; zu **Bläßheim** lagen vier Kompagnien Lothringische Kavallerie, welche dem Kaiser zu Hülfe kommen sollten; unsere Leute griffen

sie an; es gab ein hitziges Gefechte, aber die Lothringer wurden geschlagen und zerstreuet.

Unterdessen hatte Tilli sich wieder erholt, und ein neues Kriegsheer zusammen gebracht, welches dem Schwedischen an Stärke weit überlegen war, aber gleichwohl den glücklichen Fortgang der Schwedischen Waffen, welche ganz Europa in Erstaunen sezten, und bey den Fürsten des teutschen Reichs Neid und Mistrauen erregten, nicht verhindern konnten. Seit den, an Magdeburg verübten Grausamkeiten hatte den Tilli Muth, Glück und Sieg völlig verlassen; er hatte auch den geheimen Auftrag vom Kaiser, mit Gustaven keine Schlacht mehr zu wagen; sein Ansehn war dahin, und wenn man dem König von Schweden in Catholischen und Protestantischen Ländern die Schlüssel der Städte allenthalben entgegen trug, und Lebensmittel im Ueberfluß zuführte, so mußte die Kaiserliche Armee oft an allem Nöthigen den bittersten Mangel leiden. Diese Herabwürdigung schmerzte den alten Kriegsmann unaussprechlich: wäre ihm unter diesen Umständen nur noch ein glücklicher Streich gelungen, o Gott! mit welch unmenschlicher Wuth würde er die Opfer seiner Rache hingerichtet haben! aber diese Tirannen-Freude war ihm

nicht mehr erlaubt; über seinen Leichnam bahnten sich die Schweden einen Weg nach **Baiern**, einem reichen und gesegneten Lande, in welchem der Krieg zuerst seinen Anfang genommen, welches aber die Drangsalen desselben selbst noch nie erfahren hatte.

Nachdem **Gustav Adolph** von der **Ostsee** bis an den Rheinstrom siegreich vorgedrungen, und nun in dem Herzen Teutschlands einen größern Wirkungskreiß hatte, überließ er das Kommando am Rhein dem Schwedischen Kanzler **Axel Ochsenstirn**; er aber gieng mit der Hauptarmee dem Tilli entgegen. Tilli zog sich immer zurücke bis nach **Ingolstadt**, um Baiern und die Erblande des Kaisers zu decken; nun wendete sich der König schnell nach **Donauwörth**, nahm diese Stadt und alle Plätze, auf beiden Seiten der Donau, in Besitz. **Augsburg** ergab sich ohne vielen Widerstand. Hier führte er den Protestantischen Gottesdienst wieder ein; setzte einen neuen Magistrat an die Stelle des Alten, und ließ die ganze Bürgerschaft der Krone Schweden Gehorsam und Treue schwören, welches Leztere großes Aufsehen machte. Tilli suchte zwar dem König den Uebergang über den **Lech** und das Eindringen in **Baiern** zu ver-

wehren; allein eine Kanonenkugel zerschmetterte dem General das rechte Bein, woran er nach einigen Tagen starb. Seine Armee zog sich zurücke, die Schweden hingegen überschwemmten das Bairische Land; ließen sich große Brandschatzungen auszahlen, und rückten gerade zu vor die Stadt **München**, der Residenz des Kurfürsten. Hier trug man dem König die Schlüssel entgegen, und unterwarf sich den Schwedischen Waffen. Aus dem Zeughauße nahm Gustav 140 Kanonen und was ihm sonst anständig war; ließ sich eine ansehnliche Summa Geld auszahlen, aber den Bürgern geschahe kein Leid, auch das schöne Residenz-Schloß blieb unangetastet.

Eroberung des Elsaßes durch die Schweden 1632 bis 1638.

Fast hätte ich bey Erzählung der großen Thaten Gustav Adolphs vergessen, daß ich eine **Vaterländische Geschichte** schreibe: ich denke aber, daß diejenige Klasse meiner Mitbürger, denen die Geschichte des so merkwürdigen, dreißigjährigen Krieges wenig oder gar nicht bekannt ist, die kleinen Auszüge der Hauptbegebenheiten auch gerne lesen werden, da sie ohnehin über die Ge-

schichte unseres Vaterlandes erst das gehörige Licht verbreiten.

Schon habe ich gesagt, daß Gustav die Leitung des Kriegs in den Rheingegenden dem Schwedischen Kanzler, **Axel Ochsenstirn** aufgetragen; daß sich Straßburg mit Schweden in ein Bündnis eingelassen, und **Landau, Speier** und **Weissenburg** bereits Schwedische Besatzung angenommen hatten. Was konnte also die Schweden an Eroberung der ganzen Provinz hindern, von welcher der größte Theil dem Hause Oesterreich gehörte? Straßburg mußte inzwischen sein mit Schweden geschlossenes Bündnis theuer büßen; der Herzog von Lothringen, Marggraf von Baden und die Oesterreichischen Truppen verwüsteten wechselsweise das Straßburgische und Hanauische Gebiet; alles was außer den Wällen war, so gar ihre Felder, Gärten und Reben, wurden zu Grunde gerichtet, welches der Schwedische General, **Christian von Birkenfeld** nicht verhindern konnte, da er nicht mehr als 500 Reiter und 800 Mann Fußvolk unter seinen Befehlen hatte; und da dieser endlich gar zurücke gerufen, und gegen die andringende Spanische Macht am Niederrhein gebraucht wurde, so spielten die Kaiserlichen überall den Meister, und

die Straßburgischen, Hanauischen Besitzungen und alle Schwedischgesinnte Einwohner wurden hart mitgenommen.

Ein glücklicher Einfall des **Prinzen von Oranien** in die Spanischen Niederlande rettete noch zu rechter Zeit die Protestantischen Einwohner des Elsaßes von ihrem gänzlichen Verderben. Die Spanier verließen die Ufer des Rheins, um ihrem eigenen Lande zu Hülfe zu eilen; die Schweden bekamen freie Hände, und nun erschien **Gustav Horn** mit zehntausend Mann und zehn Kanonen an unsern Grenzen; den 21. August hielt sich der General in Straßburg auf; die folgenden Täge zog dessen Armee über die Rheinbrücke; und nun war unser Vaterland wieder auf mehrere Jahre lang der Schauplatz eines recht grausam geführten Krieges. Der Marggraf **Wilhelm von Baden** und die kaiserlichen Generäle **Montecuculi** und **Ossa**, welche bisher das Straßburgische und Hanauische Gebiet geängstiget hatten, zogen sich jetzt zurücke; besetzten **Benfelden**, **Schlettstadt** und **Colmar**, und warfen sich mit dem Rest ihrer Armee in die Hauptfestung **Breisach**, an deren Erhaltung dem Erzherzog Leopold alles gelegen war.

Gustav Horn beschloß mit der Belagerung von Benfelden den Anfang zu machen. Dieser Ort war mit fünf regulären Bollwerken, einem doppelten Graben und einigen Außenwerkern befestiget; zur Vertheidigung hatte er 800 Mann Soldaten; eine starke Anzahl handfester Bauern und einen erfahrnen und tapfern Kommandanten, Herrn von Bulach; Vorrath an Lebensmitteln und Kriegsmunition war auch hinlänglich vorhanden. Horn sahe wohl ein, daß die Eroberung dieser Festung viele Zeit und Mühe kosten würde, er wußte aber auch, daß er von dem nahe gelegenen Straßburg und dem grösten Theil des Niederrheinischen Adels eine mächtige Unterstützung zu hoffen hätte, und daß ihm durch den Besitz der Festung Benfelden die Einnahme des ganzen Landes ungemein erleichtert würde. Den 2. Sept. wurde die Belagerung wirklich angefangen. Die Schwedische Armee schloß die Festung dergestalt ein, daß sie von Schlettstadt und von dem Rhein zu gleicher Zeit abgeschnitten wurde. Der General Horn lagerte sich bey Sand, gegen Straßburg zu; der Rheingraf Otto Ludwig hatte seine Quartiere in Kogenheim und Semersheim, und ein Observations-Korps stand jenseit der Ill, zu Herbolsheim und Rosfelden.

Die Schweden hatten sich gleich bey ihrer Ankunft eines Außenwerks bemächtiget, und fiengen an, nach den Regeln der neuesten Kriegs-Baukunst Minen und Werke anzulegen; allein in einem glücklichen Ausfall gelang es den Belagerten alle ihre Arbeiten zu zerstören. Zweimal glückte es den Kaiserlichen neue Verstärkungen in die Festung zu werfen, welche Vortheile Bulachs Muth ungemein erhöheten. Allein Horn war auch nicht so leicht abzuschröcken. Er ließ bey Hüttenheim Dämme aufwerfen, und Ableitungen machen, wodurch die Gegenden, aus welchen den Belagerten Hülfe zugeschickt werden konnte, unter Wasser gesezt und die Gräben der Festung trocken gemacht wurden; selbst die öftern und hartnäckigen Ausfälle der Kaiserlichen konnten ihn nicht hindern, mit seinen Arbeiten bis an den Fuß der Festungswerker vorzurücken. Nun zogen die kaiserlichen Generale eine Armee von zehntausend Mann zusammen, Benfelden entweder zu entsetzen, oder mit neuen Vertheidigern zu versehen; allein keines von beiden wollte gelingen; der Rheingraf Otto gieng ihnen entgegen, schlug und jagte sie bis unter die Kanonen von Schlettstadt zurücke. Den Belagerten war nun alle Hoffnung einer auswärtigen Hülfe gänzlich abgeschnitten.

Dem

Dem ohngeachtet that **Bulach** alles, was man von einem klugen und tapfern Offizier erwarten konnte; hinter den alten Festungswerkern richtete er neue auf; verjagte durch Gegenminen die Schweden aus den ihrigen, und da ihm kein Rettungsmittel mehr übrig blieb, suchte er durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen: allein Gustav Horn kannte seinen Feind und wußte ihn zu schätzen; er setzte die Belagerung mit größtem Eifer fort, und Bulach, der keinen Sturm auszuhalten im Stande war, mußte sich ergeben: er erhielt aber auch die ehrenvollen Bedingungen, die seine Tapferkeit verdiente. Die Garnison zog den 30. October mit brennenden Lunten, klingenden Spiel und zwei Kanonen aus der Stadt, und begab sich nach Zabern und Breisach; die Katholischen behielten die freie Religions-Uebung, und die Einwohner blieben in dem Besitz ihrer Rechte und Freiheiten.

Nach der Eroberung von Benfelden richtete der General Horn sein Absehen auf **Schlettstadt**. Zu dem Ende bemächtigte er sich zuvor aller, rings um diese Stadt liegenden Ortschaften, als **Dambach**, **Epfich**, **Gemar**, **Bergheim**, **Kestenholz** und **Markolsheim**, um den Schlettstadtern alle Zufuhr und andere Hülfe abzuschnei-

B S B
MÜNCHEN

den. Zwar rüstete sich der General-Leutenant von Breitenbach, ein verdienstvoller Offizier, zu einer nachdrücklichen Gegenwehr. Seine Garnison bestand aus 600 Mann Fußvolk, und einer Schwadron Reiter, nebst einer zahlreichen Bürgerschaft, die durch ihre Anhänglichkeit an die Katholische Religion zu tapfern Soldaten umgeschaffen ward: allein die Schwedische Artillerie war durch die, in Benfelden erbeuteten Kanonen sehr vermehrt worden, und Horn zweifelte keinen Augenblick an einem glücklichen Erfolg. Mit der Belagerung Schlettstadts war auch zugleich die Bloquirung der Stadt Colmar angefangen, wovon bald ein mehrers gesagt werden wird. Während dieser Belagerung lief die wichtige Nachricht ein, daß der König von Schweden, Gustav Adolph, in der Schlacht bey Lützen, den 10. Nov. das Leben verlohren habe. Unbeschreiblich war der Schrecken und die Bestürzung auf der einen, und die Freude auf der andern Seite, welche diese Todespost bey den Protestanten und Katholiken hervor brachte. Jene glaubten durch diesen Todesfall alles verlohren, und diese hoften sehr vieles gewonnen zu haben; aber beide thaten der Sachen zu viel; beide Theile vergaßen, daß Gott es ist, der

die Schicksale der Völker zu dem von ihm selbst bestimmten Ziele leitet.

Auf die Belagerung von Schlettstadt hatte indessen diese wichtige Begebenheit keinen Einfluß. Der muthigen Gegenwehr ohngeachtet, mußte sich auch diese Stadt, nachdeme sie die Belagerung vier Wochen lang ausgehalten hatte, den 4. Decemb. an die Schweden ergeben. Der Schwedische General, Rheingraf Otto, hatte auch unterdessen die Oesterreicher zweimal geschlagen, und sich dadurch den grösten Theil des Obern Elsaßes am Gebirge hinauf, und der besten Oerter im Sundgau bemächtiget; Colmar war also von der Schwedischen Macht ganz umzingelt.

Zustand der Stadt Colmar und derselben Uebergabe an die Schweden 1632. *)

Ehe ich die seltsamen Auftritte erzähle, welche während der Belagerung Schlettstadts in Colmar vorgiengen, muß ich zuvor meinen Lesern eine kurze Schilderung des damaligen Zustandes dieser ansehnlichen Stadt vor Augen legen.

*) Siehe Geschichte der Reformation der ehemaligen Reichsstadt Colmar und ihren Folgen.

Bis auf das Jahr 1623 genoß Colmar eine ungestörte Ruhe und Gewissensfreiheit. Als aber der Jesuitisch-gesinnte **Ferdinand** II. den kaiserlichen Thron bestiegen, und durch den berühmten Sieg bey Prag den unglücklichen **Friedrich** V. verjagt, und sich den ruhigen Besitz von Ungarn und Böhmen gesichert hatte, so mußte auch Colmar, wie andere schwache protestantische Reichsstände, die eiserne Ruthe dieses despotischen Kaisers erfahren. Der **Bischof von Basel** und die **Stiftsherren von St. Martin** hatten die Stadt der Religion halber verklagt, und eine kaiserl. Kommission zuwegen gebracht, welche nur Machtsprüche that, aber keine Gründe anhörte, und die protestantischen Bürger tief niederdrückte. Der Proceß zog sich inzwischen sehr in die Länge, und der Kaiser, der unterdessen auch den Niedersächsischen Kreis unterjocht und seine despotische Alleinherrschaft bis an die Ostsee ausgebreitet hatte, erließ den 17. Juli 1627 ein Dekret an die Colmarer, nach welchem der Protestantische Gottesdienst gänzlich abgeschaft und verboten seyn sollte; die Kirche und Kirchengüter den Katholischen einzuräumen befohlen, und den Bürgern, welche die katholische Religion nicht annehmen wollten, in sechs Monaten die Stadt zu verlassen

aufgetragen wurde. Gegen diesen kaiserlichen Befehl half kein Bitten noch Flehen; den 9. December wurde die Kirche wirklich gesperrt, und den 13. März 1628 ward auch der bisherige Magistrat abgesetzt, und ein neuer gewählt, der aber, aus Mangel an tüchtigen Katholischen Bürgern, bloß aus fremden Taglöhnern und Rebleuten genommen werden mußte; ja man sahe sich Katholischer Seits so gar gedrungen, den bisherigen Protestantischen Stadtschreiber, **Anton Schott**, beizubehalten, bis man einen andern aus der Fremde bekommen konnte.

Die alten Magistrats-Personen und andere reiche Leute verließen nun ihr Vaterland, und zogen nach Basel, Straßburg, Mühlhausen und an andere Orte; aber die Menge der Protestantischen Bürger konnte ihre Häuser und Güter bis zu dem angesetzten Termin nicht verkaufen; dem neuen Magistrat, so wie den Katholischen Bürgern war diese Auswanderung eben auch nicht anständig: wer sollte die gemeine Lasten tragen? wer die Abgaben bestreiten? ja der Kaiser selbst fand es zulezt bedenklich, eine Grenzstadt ihrer besten Einwohner zu berauben. Der Auswanderungs-Termin wurde daher bald von dem Magistrat, bald von dem Kaiser selbst, manchmal

auch durch andere Zufälle weiter hinaus geschoben.

So standen die Sachen der Bürgerschaft in Colmar, als der Held aus Norden, Gustav Adolph, den bedrängten Protestanten in Teutschland zu Hülfe eilete — so standen sie noch, als das siegreiche Schwedische Heer Benfelden und Schlettstadt belagerte und Colmar zur Uebergabe aufforderte. Man kann sich leicht vorstellen, mit welcher Freude die bedrängten Protestantischen Bürger (und diese waren noch immer der beste und zahlreichste Theil) die Annäherung der Schweden angesehen haben! äußerlich verbargen sie zwar diese Freude, aber die Gesinnung ihres Herzens war doch bekannt genug, und man fürchtete ihre Rache weit ärger als den äußern Feind. Die Protestanten suchten bloß den Vorwurf einer Verrätherei zu vermeiden, übrigens thaten sie im Verborgenen alles, was zum Vortheil der Schweden dienlich seyn konnte. Diese Umstände erklären das Betragen der Colmarer bey ihrer Belagerung auf eine solche Art, welche dem Ruf ihrer, so oft bewiesenen Tapferkeit keinen Abbruch thut.

In Ansehung der Befestigung hätte Colmar eben so gut als Benfelden und Schlettstadt ver-

theidiget werden können, wenn die innere Lage der Sachen es zugelassen hätte. Der berühmte **Daniel Speckle** hatte diese Stadt im Jahr 1552 nach der neuesten Art befestiget, und mit 19 Bollwerken umgeben; aber ein eigennütziger, unentschlossener Kommandant, eine schlechte Garnison, ein unwissender, erschrockener Magistrat und eine getrennte, größtentheils Schwedisch-gesinnte Bürgerschaft machte, zum Glück für Colmar, die Art der Vertheidigung wirklich lächerlich.

Der Feind stand nun vor den Thoren der Stadt; **Thüringheim** und **Horburg** waren von den Schweden besetzt, und Colmar von aller Hülfe abgeschnitten; keine Lebensmittel waren vorhanden, und nicht die geringste Vorkehrung zu einer Belagerung gemacht, die man doch so lange voraus sahe. Der unwissende und erschrockene Magistrat überließ sich der äußersten Sorglosigkeit; der Kommandant **Vernier**, wollte zwar einige Vertheidigungs-Anstalten treffen, aber er fand weder Unterstützung noch Gehorsam. Nach dem Ausspruch des Städtmeisters, Hanß Jakob **Barth**, mußte derjenige Fahnen von Bürgern, bey welchem die mehresten Protestanten waren, den, für gefährlich gehaltenen Posten auf dem Wall besetzen, der den, in ihren Quartieren ruhig

liegenden Schweden gegen über lag; ohne zu bedenken, daß er dadurch die Stadt in noch größere Gefahr bringe, wenn er Freunde gegen Freunde stellte. Den 6. Nov. ließ der Rheingraf Otto die Stadt durch einen Trompeter auffordern, sich zu ergeben, erhielt aber zur Antwort: „daß man Ihro Kaiserlichen Majestät „treu bleiben, und sich wehren wolle bis auf „den lezten Mann.„ Nun war also der Krieg erklärt, und die erste Folge davon war, daß der **Mühlenbach**, der das Wasser in die Stadt führt und ihre Mühlen treibt, abgeleitet, und die **Mitlach- und Hohesteg-Mühle** geplündert und den Müllern bey Lebensstrafe verboten wurde, für keinen Colmarer zu mahlen; da sich der Magistrat auch auf diesen so gewöhnlichen Fall nicht vorgesehen hatte, so war die Angst und die Unruhe um so viel größer.

Die Schweden, die durch das Betragen des Magistrats und durch die heimlichen Nachrichten der Protestanten von dem Zustande der Stadt hinlänglich unterrichtet waren, machten sich eine Freude daraus, die Angst der Einwohner zu vermehren, die ohnehin bey dem mindesten Geräusche, das sich des Nachts auf dem Felde hören ließ, zitterten und bebten. Vier bis fünf Schwe-

dische Reiter, die sich in der Nacht vom 12 auf den 13. Nov. den Festungswerken näherten, und mit einer Keckheit, die man an leichten Truppen gewohnt ist, der Schildwache auf dem **Rothen Thurn** zuriefen „Die Colmarer seyen Hunger„ leider, Pfaffenknechte„ u. d. gl. sezten den Magistrat, die ganze Bürgerschaft, den Kommandanten und die Garnison in die äußerste Bewegung. Die Bürger mußten von 1 Uhr, nach Mitternacht, bis 3 Uhr des Morgens unter dem Gewehr stehen; man schoß mit grobem Geschüz nach den Reitern, die mit ihren Pistolen antworteten und immerfort schimpften. Die Klügern unter den Bürgern lachten über diese überflüßigen Vertheidigungs-Anstalten: aber der weise Magistrat befürchtete, die wüthenden Reiter möchten mit ihren Pferden über Mauern und Graben in die Stadt springen und alles niedermachen.

Während diesem lächerlichen Lärmen kamen 260 kaiserliche Soldaten vor dem **Steinbrückerthor** an, und begehrten eingelassen zu werden. Sie kamen auf dringendes Bitten des Magistrats, die Garnison zu verstärken, von Breisach, und waren so glücklich, der Wachsamkeit der Schweden zu entgehen, und den Ort ih-

rer Bestimmung zu erreichen; aber man ließ sie nicht in die Stadt; der lächerliche Auftritt mit den vier Reitern hatte bereits die Köpfe derer die zu befehlen hatten, dergestalt verwirrt, daß sie in jedem Schatten der Bäume Schweden zu erblicken glaubten. Die kaiserlichen Soldaten, die ihren Weg durch überschwemmte Gegenden nehmen, und bis an die Knie im Wasser waten müßen, waren daher von Nässe und Kälte ganz starr, mußten aber nichts destoweniger die Nacht hindurch unter freiem Himmel bleiben, doch suchten sie sich ihre Lage durch ein großes Feuer erträglich zu machen, welches sie mit Rebpfählen unterhielten. Nach Anbruch des Tages öffnete man endlich der neuen Besatzung die Thore, und vertheilte sie in die Häuser der Bürger.

Noch unglücklicher war ein anderer Hauffen kaiserlicher Soldaten, der ebenfalls die Besazung von Colmar verstärken sollte. Die Belagerung von Schlettstadt war bald ihrem Ende nahe; der Rheingraf Otto hatte 1,800 Mann kaiserl. Völker, die dieser Stadt zu Hülfe kommen wollten, in dem Flecken **Wittenheim** plözlich überfallen und aufgerieben; durch diesen Sieg fiel beinahe das ganze **Sundgau** in Schwedische

Hände; der Magistrat von Colmar sahe, daß ihm nun bald die ganze Schwedische Macht auf den Nacken fallen würde; er suchte also zuförderst die Gesinnungen der Bürger, in Ansehung der bevorstehenden Belagerung näher zu erforschen. Zu dem Ende versammelte man sie auf ihre Zünfte, und fragte jeden, ob er sich wehren wollte? Allein die Antwort fiel gar nicht nach dem Wunsch des Magistrats und des Kommandanten aus; die Bürgerschaft sahe die Uebermacht der Schweden, sahe täglich den Rauch brennender Häuser und Dörfer; hörte schon lange das donnernde Geschütz, durch welches Benfelden und Schlettstadt großentheils zu Grunde gerichtet ward, und fühlte keinen Beruf, ihre Häuser und Güter eben so aufs Spiel zu setzen. Weit der größte Theil erklärte sich daher für einen annehmlichen Accord; der Magistrat hingegen war gar nicht dazu geneigt; er schickte daher einen Boten nach **Breisach**, mit einem Brief, in welchem **drei Centner Stockfische** verlangt wurden; allein diese, ziemlich gut ausgesonnene Krigslist nahm einen höchst traurigen Ausgang: der Bote fiel den **Sundhofern** in die Hände, diese überlieferten ihn den Schweden. Unglücklicher Weise merkten die Letztern gar

wohl, von was für Stockfischen hier die Rede sey; versiegelten den Brief sorgfältig, und beförderten ihn durch einen andern Mann an den Ort seiner Bestimmung. Alles wurde richtig bestellt, und dreihundert kaiserl. Soldaten machten sich alsbald auf den Weg, in vollem Vertrauen, daß ihr Marsch ein Geheimnis sey: allein in **Ramsheim** wurden sie von den auf sie lauernden Schweden überfallen, und alle niedergehauen.

Die Nachricht von diesem Unglück verbreitete einen solchen Schrecken in Colmar, daß sich niemand mehr vor das Thor hinaus getrauete; und der überhand nehmende Mangel, verbunden mit der Vorstellung der greulichen Verwüstung die ihnen noch bevorstehe, vermehrte ihre Angst bis zu einem Grad der Betäubung, die oft zu den lächerlichsten Auftritten Anlaß gab. So hörte man z. E. einmal das Eis im Stadtgraben brechen, und man feuerte mit großer Heftigkeit auf die Feinde, denen man dieses natürliche Getöse zuschrieb. Ein andermal glaubte man des Nachts **zwei brennende Lunten** auf dem Felde zu sehen; man that über 40 Musketenschüsse, obgleich Vernünftige nichts, als **ein paar Wolfsaugen** entdecken konnten. Endlich zeigte noch die Geschichte mit des **Nachrichters Hunden**, die

auf dem nahe gelegenen Schindanger an den Knochen nagten, und für Schwedische Schanzgräber gehalten wurden — aufs allerdeutlichste, was furchtsame und verzagte Leute für geplagte, sich selbst quälende, unglückselige Geschöpfe seyen, die in diesem Zustande ihre Sinnen so wenig als ihren Verstand zu gebrauchen vermögen. Der vorsichtige Kommandant glaubte im Ernst, die Schwedischen Schanzgräber hätten in wenigen Stunden Minen eröffnet, die schon bis an den Fuß der Festungswerker reichten; Nachts um 10 Uhr wurde Allarm geschlagen, und die Garnison mit der gesammten Bürgerschaft mußte bey strenger Kälte bis zwei Uhr nach Mitternacht im Gewehr stehen; und mehr als dreisigmal feuerte man aus dem groben Geschütze auf die eingebildeten Schanzgräber, doch wurde zum Glück keiner von den unschuldigen Kostgängern des Nachrichters verwundet und noch weniger getödtet.

Den 2. December wurde die Stadt durch den nemlichen Trompeter abermal zur Uebergabe aufgefordert; in der größten Kälte ließ man ihn zwo Stunden warten, und ertheilte ihm hernach die Antwort: „daß man sich bis auf den lezten „Mann wehren wollte.„ Der Trompeter ant-

wortete: „Er sey jezt das Leztemal als Freund „bey ihnen gewesen, morgen komme er mit der „Armee als ein Feind; auch hätte sein Gene„ral geschworen, er wolle mit Colmar gerade „so umgehen, wie die Kaiserlichen mit Magde„burg.„ Wirklich zog sich auch die Schwedische Armee den andern Tag näher zusammen; wer sich nur einige Schritte von Colmar entfernte, fiel den Schweden in die Hände. Aus Noth gedrungen wagte sich eine ziemliche Anzahl Weiber und Töchter in das sogenannte **Neuländ**, Holz zu holen; bey der **Thurbrücke** wurden sie von den Schweden überfallen; die Alten schickten sie wieder nach Hause, aber acht junge schöne Töchter nahmen sie gefangen.

Endlich erschien der schon lang gefürchtete, und von den Protestanten so sehnlich gewünschte Tag, an welchem die Kapitulation von Schlettstadt unterschrieben wurde. Nun kam **Gustav Horn** den 5. December selbst nach **Horburg**, um die Einnahme von Colmar zu beschleunigen. Noch den nemlichen Tag schickte er einen männlichen Brief an den Kommandanten, **Vernier**, in welchem er ihn zur Uebergabe aufforderte, und ihm einen ehrlichen Accord anbot; allein Vernier beharrete auf einer hartnäckigen Gegenwehr.

So bald diese Antwort des Kommandanten bekannt wurde, und in der nächstfolgenden Nacht die in Flammen stehenden **Mittlach** und **Weidenmühlen**, welche die Schweden erstiegen, und nach Vertreibung der Wache, in den Brand gesteckt hatten, ein trauriges Vorbild der Flammen zu seyn schienen, die nun bald die Wohnungen der Bürger von Colmar verzehren würden; gerieth die ganze Bürgerschaft in große Bestürzung. Unter dem Gestürme der Glocken sahe sie mit Thränen in den Augen dem traurigen Schauspiele zu, und forderte laut und mit einer Stimme die Uebergabe der Stadt.

Bey diesen Umständen stieg die Verlegenheit des Magistrats auf den höchsten Grad. Auf einer Seiten machte ihn der einstimmige Wunsch der Bürger, und das Gefühl seiner gänzlichen Ohnmacht sich zu wehren, zur Uebergabe geneigt; auf der andern aber konnten sich die Glieder desselben nicht entschließen, den Verlust ihrer Aemter selbst zu befördern, und sich durch eine zu frühe Uebergabe der Stadt die Ungnade des Kaisers zuzuziehen; trostlos, stumm und unentschlossen saßen nun diese Herren in der Angst ihres Herzens beisammen, auf dem **Wagkeller**, ohne ein Wort zu reden. Endlich kam einer

von ihnen auf den Einfall, die ganz besondere Klugheit **Heinrich Böhrleins**, eines Protestanten, den Andern anzupreisen. Sogleich schickte man nach ihm, um sich seines Raths zu bedienen. Man legte ihm den Zustand der Stadt und des ganzen Landes vor, und verlangte von ihm zu wissen, ob man die Stadt übergeben oder sich länger wehren soll? **Böhrlin** antwortete ganz bescheiden: „Er seye in einer so wichtigen Sache viel zu wenig erfahren; die Herren wären von so hohem Verstande, daß sie wohl wissen würden, was sowohl ihnen als dem gemeinen Wesen am nützlichsten seye.„ Da er sich der öftern Ermahnungen ohngeachtet, doch nicht deutlicher erklären wollte, forderte ihn der **Stadt Syndicus** bey dem Eide, den er Kaiserl. Majestät und der Stadt geschworen habe, feierlich auf, seines Herzens wahre Meinung offenherzig zu sagen! **Böhrlin** erwiederte: „Da man mich so hoch angreift, so will ich nur eine Frage an meine gnädige Herren thun, und dann auf ihre Antwort meines Herzens aufrichtige Meinung sagen: Haben meine gnädige Herren einen gewissen Entsatz zu hoffen — wie groß ist er — und wenn wird er kommen?„

Der

Der Syndic antwortete: „Man hat uns schon
„ lange damit vertröstet, es ist aber nichts er-
„ folgt, und wir haben jezt gar nichts zu hof-
„ fen, was sagt ihr dazu, Meister Heinrich?
„ Da wäre meine einfältige Meinung, versezte
„ dieser, meine gnädige Herren nähmen ein
„ Exempel an Schlettstadt. Der dortige Kom-
„ mandant hat nicht accordiren wollen, bis al-
„ ler Vorrath aufgezehrt, und er sich nicht mehr
„ halten konnte; darüber sind aber die Bürger
„ zu Grund gegangen, und die Stadt ist grö-
„ stentheils zerstört worden. Der Kommandant
„ zieht jezt mit Ehren davon, und die Bürger-
„ schaft ist ruinirt: gerade so wird es uns auch
„ gehen; unser Kommandant sucht auch nur
„ seine Ehre, und fragt nichts darnach, ob die
„ Stadt darüber zu Grunde geht oder nicht;
„ wenn er nicht mehr anders kann, so macht er
„ einen Accord wie es ihm beliebt, zieht davon
„ und läßt uns im Elende sitzen: es ist also bes-
„ ser, die Herren accordiren bey Zeiten, alldie-
„ weil die Stadt noch nicht verschossen, und die
„ Häuser und Köpfe der Bürger noch ganz sind.
„ Dieses gebe ich meinen gnädigen Herren wohl
„ zu bedenken.„ Der Magistrat gab ihm voll-

kommen recht, entließ ihn, und sagte: Die Sache sollte nun bald zum Schluß kommen.

Während dieser merkwürdigen Unterredung hatte sich auch die ganze Bürgerschaft auf den Zünften versammelt, und drang nun mit Ungestümm auf eine baldige Uebergabe. Der Magistrat gewährte nun gern, was er ohnehin nicht mehr verweigern konnte, und noch den nemlichen Abend sandte man einen angesehenen Protestantischen Bürger, Emanuel Röttlin, in Begleitung eines Trommelschlägers, mit einem Brief an den Schwedischen General, nach Horburg, um im Namen der Obrigkeit die Unterhandlungen anzufangen. Anfänglich wollten die Schweden von nichts hören, und es schien, daß der Stadt Colmar wirklich ein hartes Schicksal bereitet wäre: allein Röttlin wich nicht von der Stelle, bis ihm endlich seine Eigenschaft — als Protestant — und seine Beredsamkeit eine gefälligere Aufnahme verschaften. Freudig eilte er mit der Antwort: es sollten zwei Herren des Raths nach Horburg kommen, um den Accord in Richtigkeit zu bringen — der Stadt zu, und hofte seinen, auf der Straße und an dem Thore auf ihn wartenden Mitbürgern ein Bote des Friedens zu seyn.

Allein das Maaß der Thorheiten des Colmarischen Magistrats, der nie nach eigenen Einsichten handelte, war noch nicht voll. Die Vorwürfe des Commandanten bewogen ihn, die Unterhandlungen eben so leichtsinnig abzubrechen, als er sie gestern angefangen hatte; die nemlichen Männer, die kurz vorher bey ihren Untergebenen Rath und Trost gesucht hatten, wollten jezt von nichts als von der hartnäckigsten Vertheidigung hören. Die Schweden, die sich auf eine eben so unvermuthete als beleidigende Art betrogen sahen, fiengen noch in der nemlichen Nacht, vom 18 auf den 19 December die Vorbereitungen zu der wirklichen Belagerung an. Mit Hülfe einiger tausend Bauern giengen ihre Arbeiten schnell von statten; und ob man wohl von Seiten Colmars die Nacht hindurch mehr als tausend Schüsse nach der Gegend that, wo man sie arbeiten hörte, so wurde doch nur ein einiger Soldat verwundet, und am Morgen stellte sich den erstaunten Bürgern der fürchterliche Anblick der eröffneten Laufgräben, und einer beinahe ganz zu Stande gebrachten Schanze vor die Augen. Angst und Unwille ergriff nun alle Gemüther; jedermann lief den Zunftstuben zu, um sich über die Mittel zu berathschlagen, wie der

gänzliche Untergang, den man vor Augen sahe, abgewendet werden könnte. Die gemeinschaftliche Noth hatte nun allen Religionshaß verbannet; die Katholiken schloßen sich brüderlich an die Protestanten an, um deren willen sie jezt allein noch einige Schonung von den Schweden hoffen durften.

So ändern sich Zeiten und Umstände; so kann ein Bürger dem andern, der Katholik dem Protestanten, und dieser wieder jenen nützlich, ja unentbehrlich werden. Schlimm genug, daß die Christen in Partheien zertheilet sind, aber noch schlimmer, wenn sie sich untereinander hassen, verfolgen und jede Parthei über das Unglück der Andern frolocket. Schön wäre es gewesen, wenn die Protestanten in Colmar in diesem, für sie so günstigen Zeitpunkt, da sie ein so großes Uebergewicht über ihre ehemaligen Unterdrücker hatten, alles erlittene Unrecht großmüthig vergessen, und bey den Schweden selbst um die Erhaltung der Religions- und Gewissensfreiheit für ihre Katholischen Mitbürger gebethen hätten. Aber dieß thaten sie nicht; sie waren nur zu geneigt, diejenigen wieder zu verdrängen von denen sie eben Druck und Verfolgung erfahren hatten. O Christen! vergesset doch die goldenen Worte eu-

res großen Meisters nicht: So ihr euch untereinander liebet, so seyd ihr meine rechten Jünger! und wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen: so thut ihr ihnen auch.

Doch wieder zur Geschichte. Die tumultuarischen Versammlungen des Volks, sezten den Magistrat in große Angst und Unruhe. Die Bürger forderten nicht mehr in demüthigen Bitten, sondern mit Ungestümm schleunige Uebergabe der Stadt. Schon hatte der Magistrat der Bürgerschaft ihr Begehren bewilliget, als plözlich der Commandant herein stürzte. Er tobte wie ein Rasender, verwieß dem Magistrat seine Feigheit, und schwur, daß er eher sein Leben lassen, als mit den Schweden in Unterhandlung treten wollte; doch versprach er zulezt, wenn man sich vertheidigen wollte, die Sache nicht auf das äusserste kommen zu lassen. Der schwache und wankelmüthige Magistrat hinkte nun wieder auf diese Seite, und faßte endlich den Schluß, daß man sich in Gottes Namen wider die feindliche Gewalt nach Möglichkeit schüzen wolle. Vernier hingegen nahm es auf sich, die Bürgerschaft zu befriedigen.

Vernier konnte sich wohl vorstellen, daß wieder neue Unruhen entstehen würden, so bald

die neuerdings beschloßene Vertheidigung den Bürgern bekannt würde; er gab daher seinen Offiziers den Befehl, um 12 Uhr die Soldaten an den bestimmten Orten zu versammeln. Diesen Befehl hörte ein Bürger, und glaubte in demselben nichts anders, als den Ausbruch des mörderischen Anschlags zu entdecken, deßen man den Commandanten schon lang beschuldigte. In der Hitze der Angst lief er durch die Straßen und schrie: **Lärmen! Lärmen! man will alle Bürger morden!** auf dieses Geschrey stürzte alles aus den Häusern.

In dem nemlichen Augenblick fieng ein Trommelschläger an Lärmen zu schlagen, und als er auf befragen, warum dieses geschähe, eine trotzige Antwort gab, so wurde ihm von einem gewissen **Herzog** die Trommel zerschlagen, und er selbst getödtet. Dieß war die Losung zu einem allgemeinen Aufruhr. Die Sturmglocke läutete, die Bürger bewaffneten sich, besezten die Thore, und breiteten sich in alle Straßen aus, um die Zusammenkunft der Soldaten zu verhindern, und wo sich einer auf der Straße zeigte, wurde er niedergehauen. Die Wuth der Bürger, die für ihre Selbsterhaltung zu fechten glaubten, kannte keine Grenzen. Sie verfolgten die ver-

haßten Leute bis in die Kirchen; drei derselben wurden in der Dominikaner-Kirche getödtet; der Katholische Schulmeister erschoß einen im Münster; andere erhielten selbst in ihrem Quartier den Lohn ihres trotzigen Betragens gegen die Bürger. Ein Böttger oder Kübler spaltete seinem Gast mit dem Bandmesser den Kopf. Nur wenige, die sich durch ihre gute Aufführung die Liebe ihrer Hauswirthe erworben hatten, wurden von denselben in Schutz genommen. **Vernier** selbst hatte die Erhaltung seines Lebens nur dem edelmüthigen Beistand des **drei Rädermüllers** zu verdanken.

Mittlerweile war es doch einem Theil der Garnison gelungen, sich in Vertheidigungs-Stand zu stellen; allein was half kriegerische Ordnung gegen einen Feind, der keine Gefahr scheuete, und sich mit blinder Hitze in die Glieder warf. Nach einem kurzen Gefechte streckte die Garnison das Gewehr, und ergab sich zu Gefangenen. Sogleich hörten alle Gewaltthätigkeiten auf, und die Obrigkeit trat wieder in ihre Rechte ein. Zwo Stunden währte dieser Tumult. Von den Bürgern waren nur wenige leicht verwundet, die Garnison hingegen hatte 20 Todte und 100 schwer Verwundete.

Während diesem blutigen Auftritt hatte jemand den klugen Einfall gehabt, die weisse Fahne auf dem Münster wehen zu lassen, und ein weisses Betttuch auf dem Wall aufzustecken, zum Zeichen, daß man accordiren wolle. Die Schweden waren unterdessen sehr nahe an die Stadt gekommen, und bezeigten ihre Freude an dem herzhaften Entschluß der Bürger. Zween Schwedische Offiziere meldeten sich am Thore als Geisel an, und zween Bürger, **Hafner** und **Dürninger** giengen nach Horburg, die Unterhandlungen zu vollenden. Der Magistrat hatte den Abgeordneten seine Capitulations-Punkte mitgegeben, die aber ohne Ausnahme verworffen wurden. So verwarf auch Gustav Horn das, von den Protestanten schon im September überreichte höchst intolerante Projekt einer Capitulation, und schlug neue, und nach der Lage der Sachen sehr billige Artikel vor; die Vornehmsten waren: „Die Stadt Colmar sollte alle ihre „Freiheiten, Herkommen und Gerechtigkeiten „in Geist- als Weltlichen Sachen, wie solche „im Jahr 1626 gestanden, ruhig behalten und „genießen; — die Katholische Geistlichkeit in „Kirchen und Klöstern solle die freye Uebung „ihrer Religion ungehindert fortsetzen; — die

„ Bestellung des Magistrats bleibe dem König „ von Schweden vorbehalten, darinnen sollte „ eine solche Einrichtung getroffen werden, wie „ es gemeiner Stadt Wohl und dem alten Her- „ kommen gemäß sey; — Endlich solle jeder- „ mann bey seinem Eigenthum und bey seiner „ Nahrung geschüzt und erhalten — auch der „ freie Abzug jedem gestattet werden. „

Der erschrokene Magistrat eilte so sehr mit seiner Unterschrift, daß er vergaß, diese Urkunde auch von den Schöffen unterschreiben zu lassen. Den 20. Christmonat hielt die Schwedische Garnison ihren Einzug. Den 24. wurde den Evangelischen die Kirche wieder eingeräumt und der Katholische Magistrat abgedankt, dessen Glieder, weil der allgemeine Haß auf ihnen lag, nachher gröstentheils zu betteln genöthiget wurden. Dieses Schicksal traf unter andern den Städtmeister, **Lorenz Obrecht**, der vor seiner Erhebung, als Rebmann bey reichen Protestantischen Bürgern seinen Unterhalt gefunden hatte, jezt aber nirgend Arbeit bekommen konnte. Der neuerwählte Magistrat bestand gröstentheils aus den im Jahr 1628 abgesezten Gliedern.

Nach der Einnahme von Colmar kam die Reihe an die Hauptvestung Altbreisach, welche

damals eine der vornehmsten Vestungen in ganz Europa war. Hier zog sich die Macht der Oesterreicher zusammen, um die Schweden, welche das ganze Land, dis- und jenseits des Rheins in ihrer Gewalt hatten, anzufallen, und ihnen ihre Eroberungen wieder zu entreissen. An dem Besitz dieser Vestung war beiden Theilen ungemein viel gelegen; so lange die Schweden Breisach nicht inne hatten, so lange konnten sie aller ihrer Eroberung nicht sicher seyn: wenn aber Breisach in ihre Hände fällt, dann hat auch die Herrschaft der Oesterreicher in diesem Lande ein Ende. Diese Vestung konnte indessen nicht anders, als durch **Hunger** bezwungen werden; ihr aber alle Zufuhr abzuschneiden, war den Schweden auch nicht wohl möglich, weil sie von **Kostanz** her immer das Nothwendigste bekommen konnte. Breisach war also von nun an der Hauptgegenstand aller Kriegs-Operationen in diesem Lande; alles was geschah hatte die Absicht, Breisach zu retten oder zur Uebergabe zu zwingen; da aber dieser Kampf noch sechs volle Jahre dauerte, so will ich meinen Lesern unterdessen das Merkwürdigste aus der Geschichte unseres Vaterlandes in dieser Zwischenzeit erzählen.

Verübte Grausamkeiten im Sundgau 1633.

Die Schweden hatten bereits ihre Siege bis nahe an Basel ausgebreitet; Befort und die ganze Grafschaft Pfirt war in ihrer Gewalt: da aber dieser Krieg, leider, nur allzu sehr das Gepräge eines Religions-Kriegs an sich trug, so glaubten die, für ihre Religion eifrigen Sundgauer Bauern dem lieben Gott einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn sie die Schweden, wie Hunde, todtschlügen. Diesem Grundsatz zufolge griffen sie die Schwedischen Soldaten einzeln an, u d mordeten sie, wo sie beikommen konnten. Die Schweden, durch die Verrätherey der Bauern aufgebracht, giengen nun auch barbarisch mit ihnen um, und hiengen sie zu hunderten auf beiden Seiten der Landstraße an die Bäume. Die Bauern bildeten nun ansehnliche Armeen von fünf bis sechs tausend Mann, und griffen die schwachen Besatzungen der Schweden, in den kleinen Orten an, mit denen sie dann jedesmal grausam umgiengen. So mußte sich der Schwedische Oberst-Leutenant von Erlach, der in Pfirt kommandirte, mit Accord an die Bauern ergeben; aber diese hielten weder Treue noch Glauben; er wurde den andern Tag, mit seinem

Vetter, einem jungen Herrn, der in Basel studirte, und auf einen Besuch zu ihm gekommen war, jämmerlich zerstümmelt und langsam ermordet. Die zerstückten Theile seines Körpers trugen sie zur Schau herum, und zeigten sie hernach dem Oberst-Leutenant **Gaumare**, den sie in **Altkirch** gefangen bekommen hatten, unter der Bedrohung, daß sie mit ihm noch ärger umgehen wollten. Sie hielten auch Wort; mit seiner Hinrichtung wollten sie sich noch eine rechte unmenschliche Freude machen. Er war schwer verwundet, hatte noch eine Kugel im hohlen Leibe, gleichwohl zogen ihn diese schändlichen Menschen nackend aus, sezten ihn den 24. Januar in der grösten Kälte sechs Stunden auf das Feld, und jeder vorübergehende Bauer gab ihm nach Belieben Streiche. Lange bat er, daß doch einer die Barmherzigkeit an ihm thun, und ihn vollends erschießen möchte, aber eben seine langsame Marter war ihre Freude. Endlich, — sagt mein Gewährs-Mann, ein Zeitungs-Schreiber aus Basel, unter dem Artikel: **Aus dem Obern Elsaß den 30. Jenner** 1633. endlich ist er doch durch die Jesuiten (sei's aus Menschlichkeit, oder aus Furcht vor der Schwedischen Rache) davon gebracht worden.

Da den Bauern ein paar Siege dieser Art gelungen, wollten sie den Oberst **Harpf**, der in **Landser** lag, eben so aufheben. Allein dieser bekam Nachricht davon, und zog ihnen mit seinem Kriegsvolk entgegen. Er traf sie zwo Stunden von Basel, bey dem Dorf **Blatzen** an, schlug und zerstreuete sie. Ein großer Theil zog sich in das Dorf; dreimal bot ihnen der Oberste Gnade an, aber sie wollten nicht; endlich verlangten die Bauern zu accordiren; **Harpf** schickte 14 Reiter und einen Trompeter, ihre Vorschläge ihm zu überbringen; als sie aber ins Dorf kamen, wurden alle 15 Mann niedergehauen. Nun übten auch die Schweden eine fürchterliche Rache aus. Das Dorf wurde angezündet, und in zwei Tagen blieben 2,000 Bauern auf dem Platz, 900 wurden gefangen, und 48 Rädelsführer an drei Bäume gehenkt.

Eine andere Niederlage erlitten die Bauern den 31 Januar in dem Flecken **Dammerkirch**, eine Stunde von **Befort**. Bey der Ankunft der Schweden zogen sie sich auf den mit Mauern umgebenen Kirchhof. Die einbrechende Nacht hinderte beide Theile etwas weiteres zu unternehmen; am Morgen wollten die Bauern accordiren, aber die Schweden nahmen es nicht an,

sondern hieben sie alle zusammen, bis auf einen neunjährigen Knaben. Der Erschlagenen waren fünfzehn hundert Mann. Von nun an beugten sich die **Sundgauer** willig unter das Schwedische Joch, welches sie aber für dismal nicht lange tragen durften; denn Gustav Horn hob bald hernach die Bloquirung von Breisach auf, und zog mit seiner Armee in Schwaben, wo er alle Hände voll zu thun bekam.

1634.

Bisher war das Glück der Schwedischen Waffen außerordentlich groß; wo sie sich nur hinwandten gieng Furcht und Schrecken vor ihnen her; Sieg und Ruhm folgte ihren Tritten. Der Tod des Königs hinderte ihre Eroberungen nicht, obgleich unter den Generälen keine rechte Vereinigung mehr statt fand. Die Protestanten waren ganz trunken vor Freude, und der Schwedische Reichskanzler, **Axel Ochsenstirn**, dem jezt die Führung des Kriegs in Teutschland von den Schwedischen Reichsständen anvertraut war, fand nun die Protestantischen Reichsstände, insonderheit die Städte, alle geneigt, ein gemeinschaftliches Bündnis mit Schweden aufzurichten, welches auch in **Heilbrunn** wirklich zu Stande kam; so wie auch im folgenden Jahr ein allgemeiner **Bundestag** der Evangelischen zu

Frankfurt gehalten wurde. Jezt geschahe also, was König Gustav Adolph lange gewünscht, aber nicht erhalten konnte, nemlich: eine Vereinigung aller, oder doch der mehresten Protestantischen Stände mit Schweden!

Aber weit gefehlt, daß dieser mächtige Bund auch mächtige Thaten verrichtet, und alle die ersprießlichen Folgen hervor gebracht hätte, die man sich mit Recht von ihm versprechen konnte! Vielmehr war eben diese Vereinigung die nächste Ursache alles des Unglücks, das im Jahr 1634 die Schweden und alle Protestanten bis an den Rand des Verderbens führete. Frankreich sahe es wohl gerne, daß das Haus Oesterreich gedemüthiget würde, aber daß Schweden dem ganzen Teutschland Gesetze vorschrieb, und der Protestantismus so vesten Fuß gewann, das war diesem Hof nichts weniger als angenehm. Die Protestantischen Fürsten sahen Schwedens Größe auch mit scheelen Augen an; jeder suchte nur seinen eigenen Nutzen, aber keiner wollte etwas zahlen, und so fiel abermal die größte Last auf die Städte; man zankte und zauderte so lange, bis Straubingen und Regensburg in kaiserliche Hände fiel, und Nördlingen in große Gefahr gerieth. Darauf erfolgte die fatale Nörd-

linger Schlacht, welche für die Schweden eben so unglücklich war, als die bey Leipzig für die Kaiserlichen gewesen ist. Schweden verlohr 12,000 Mann an Gefangenen und Todten; 80 Kanonen, 4000 Wagen, 1,200 Pferde, ja selbst der Feldmarschall **Horn**, mit noch andern Generalen, wurde gefangen; — und nun änderte sich auf einmal die ganze Lage der Dinge.

Nun hob die, seit drei Jahren so sehr gedemüthigte Katholische Parthei das Haupt wieder empor: die Protestanten hingegen verlohren allen Muth, ließen die Hände sinken und erwarteten mit Angst und Schrecken was der zornige Sieger ihnen vor Gesetze vorschreiben würde. Die Kaiserliche Armee überschwemmte nun ganz Oberteutschland. Der Heilbrunner Bund ward zerrissen, und die Glieder desselben hart gestraft. Hätte Ferdinand nur einige Milde und Nachsicht blicken lassen, sie hätten ihm sich alle ergeben; allein die fürchterliche Strenge, mit welcher er die kleinen Reichsstädte behandelte, hielt die mächtigern Stände, die wegen dieser Niederlage noch nicht alles verlohren glaubten, zurücke, so wie auch der Schwedische Direktor, **Ochsenstirn**, den Muth nicht sinken ließ. Und in der That, hätten die Protestanten noch Macht genug

gehabt,

gehabt, dem Kaiser die Früchte seines Siegs zu entreissen, wenn sie nur einig gewesen wären; es standen ja noch mehrere Schwedische Armeen in Teutschland, die nichts gelitten hatten, und Frankreich mußte jetzt auch thätiger zu Werke gehen, weil, nach Vertilgung der Schweden, die ganze Kaiserliche Macht auf seinen Nacken gefallen wäre.

Unsere Vaterstadt blieb noch eine Zeitlang standhaft auf Schwedischer Seite stehen, ohnerachtet das gemeine Wesen durch die Verheerung unserer Dörfer, und durch die großen Lieferungen und Beiträge zur Schwedischen Armee, ungemein viel gelitten hatte; so war auch das Privatvermögen der Bürger sehr erschöpft, da sie schon mehrere Jahre her, in so nahrungslosen Zeiten, wechselsweise an den Wällen frohnen, alle drei Tage auf die Wachten ziehen, und doch noch fünffache Abgaben bezahlen mußten. Dazu kam noch eine drückende Theurung, welche theils von denen im Lande stehenden Armeen, theils von den vielen flüchtigen Herrschaften herrührte, die, dem Zorn des Kaisers zu entfliehen, ihren Hofstaat bey uns aufschlugen; unter diesen war Eberhard, Herzog von Würtenberg — Marggraf Friedrich

von Baden mit ihrem ganzen Hofe; die Rheingräflichen Familien; die Grafen von Solms, Hohenlohe, Hanau, Eberstein, Rapoltstein, Fleckenstein und viele andere. Unter andern Umständen wären solche Besuche eine ergiebige Nahrungsquelle für Straßburg gewesen, aber in der damaligen Lage waren sie unsern Vätern eine große Last. Schon vor ihrer Ankunft galt ein Fürtel Waitzen 14 oder 15 Gulden, und hernach stieg es noch höher im Preiß.

Unterdessen als die Kaiserl. Armee in Oberteutschland überall den Meister spielte, auch von Breisach aus die Schwedischen Völker mit gutem Erfolg angriff, und den Rheingrafen Otto, bis über die Rheinbrücke bey Straßburg verfolgte, arbeitete der **Kurfürst von Sachsen** an einem besondern **Frieden** mit dem Kaiser, der auch hernach **zu Prag** in Böhmen, wirklich zu Stande kam. Dadurch verlohr also die Kron Schweden nicht allein einen mächtigen Bundsgenossen, sondern der Kurfürst mußte nun selbst, Kraft dieses Friedens, die Schweden als Reichsfeinde erklären, und dem Kaiser mit seiner ganzen Macht gegen sie beistehen. Die freien Reichsstädte die zu dem Schwedischen Kriege sehr vieles beigetragen hatten, wurden nach und nach

unterjocht, oder nahmen freiwillig den **Prager Frieden** an; mithin versiegten nicht nur alle Geld- und Hülfsquellen, sondern die Schweden sahen sich auch mitten unter ihren bisherigen Bundsverwandten überall mit Feinden umgeben; nur wenige Protestantische Reichsstände blieben in diesem Sturme der Krone Schweden getreu.

In dieser gefährlichen Lage der Sachen richtete der Schwedische Kanzler, **Ochsenstirn**, sein Augenmerk hauptsächlich auf Frankreich. Diese Macht hatte bereits das ganze **Lothringen** so gut als gewonnen; so hatte auch der Stadthalter von Zabern, Graf von **Salm**, da er sich vor den Schweden, welche die Vestung **Philippsburg** erobert hatten, so sehr fürchtete, **die Stadt Hagenau und das ganze Bisthum Straßburg in Frankreichs Schutz übergeben.** **Ochsenstirn** sahe wohl ein, daß er seine Eroberungen im Elsaß doch nicht würde behaupten können, er bot also der Krone Frankreich die Vestung **Philippsburg und alle Schwedische Eroberungen im Elsaß an**, das einzige Benfelden ausgenommen, wenn diese Macht die Sache der teutschen Reichsfreiheit gegen die Macht des Hauses Oesterreich mit Nachdruck unterstützen wollte.

Dieß war für Frankreich eine erwünschte Gelegenheit die Oestlichen Grenzen seiner Herrschaft bis an den Rhein auszudehnen. Das war schon lange Frankreichs Wunsch und Bestreben. Der Kardinal Richelieu, der damals erster Minister in Frankreich war, kannte sich nicht vor Freude, da ihm von Ochsenstirn dieser Antrag gemacht wurde, nun sahe er das fruchtbare Elsaß schon als eine Französische Provinz an, und die Französischen Völker nahmen sogleich, nach den geschlossenen Unterhandlungen, Colmar und Schlettstadt in Besitz, so, wie auch schon vorher Hagenau und Zabern ähnliche Besatzungen angenommen hatten.

So vortheilhaft diese Uebereinkunft der Schweden mit Frankreich für das Protestantische Teutschland überhaupt seyn mochte, so nachtheilige Folgen befürchtete die Stadt Straßburg und alle Protestanten im Elsaß für sich. Man kannte die Absichten und Gesinnungen dieses Hofs, und dachte wohl, daß, wenn er im Elsaß einmal vesten Fuß gefasset hätte, er diese schöne, und ihm so wohl gelegene Provinz nicht mehr aus den Händen lassen würde, — und was war nicht in diesem Falle für das ganze Protestantische Straßburg zu fürchten, dem seine Religion mehr als

alles andere am Herzen lag? diese Betrachtungen beunruhigten unsere Våter gar zu sehr; sie wußten daher nicht recht, welche Parthei für sie die vortheilhafteste oder die gefåhrlichste wåre! — Frankreich ermangelte nicht, sie durch Gesandte einmal um das andere zur Treue gegen Schweden zu ermahnen: dagegen schickte aber auch der Kaiserl. General, **Gallas**, seine Abgeordnete an den Magistrat, ließ ihn der Gnade des Kaisers versichern, in so fern nemlich die Stadt dem **Prager-Frieden** beitreten wollte.

Der **Haupt-Inhalt dieses Friedens** war der:

1) „Die Protestanten sollen die geistlichen Gü„ter, so viel sie deren den 12. Nov. 1627 noch „im Besitz gehabt hatten, noch **vierzig Jahre** „ruhig genießen. Nach Verlauf dieser Zeit, „sollte von beiden Theilen eine gleiche Zahl „friedliebender Månner an einem billigen Ver„gleich arbeiten: sollte aber dieser nicht zu Stan„de kommen, so sollte eines jeden Recht, nicht „mit den Waffen, sondern gerichtlich erkannt „und abgethan werden.

2) „Dem Kaiser, und den mit ihm verbun„denen Fürsten, sollte alles wieder ersetzt und „zurücke gegeben werden, was die Protestanten „von derselben Lånder und Gütern inne håtten,

„ dagegen aber versprach der Kaiser ein gleiches
„ zu thun.

3) „Die Protestanten, die dieses Friedens
„ theilhaftig seyn wollten, sollen ihre Krigsvöl-
„ ker mit den kaiserlichen vereinigen, und mit
„ gesammter Macht alle diejenigen bekriegen hel-
„ fen, die diesem Friedens-Schluß entgegen seyen,
„ besonders Frankreich und Schweden. „

Gegen diesen Frieden hatten beede Partheien sehr vieles einzuwenden; kein Theil war damit zufrieden. Den Katholiken waren 40 Jahre viel zu lang — und den Protestanten zu kurz; jene glaubten, bey der jetzigen günstigen Lage hätte der Kaiser auf eine schnelle und ganze Zurückgabe der geistlichen Güter dringen sollen, um eben dadurch die Protestanten völlig zu entkräften; und diese waren böse auf den Kurfürsten von Sachsen, daß er sie, bloß weil er die ganze Laußnitz dafür von dem Kaiser zur Beute erhielt, ohne ihr Wissen und wider ihren Willen, in einen so schmählichen und gefahrvollen Frieden mit eingeflochten habe, in welchem man nichts anders suche, als die Protestanten durch Protestanten zu bekriegen und aufzureiben.

So dachte auch unsere Vaterstadt. Die Wahl, den Prager-Frieden anzunehmen oder zu verwer-

sen, war also äußerst schwer. Sich mit dem Kaiser gegen Frankreich und Schweden, oder mit diesen beiden Kronen wider den Kaiser zu verbinden, war eines so gefährlich als das andere. Straßburg zog daher die Unterhandlungen mit dem Kaiser, so viel möglich in die Länge, und zuletzt ergriff sie **die Neutralität zwischen beiden Theilen.** Das war nun freilich für die Erhaltung ihrer Religion und Reichsfreiheit das rathsamste Mittel, aber warlich auch das kostspieligste und verdrießlichste. Frankreich, Schweden und Oesterreich forderten eins um das andere kleine Gefälligkeiten von Straßburg, welche — bald in starken Lieferungen von Lebensmitteln, auch wohl Kriegsbedürfnissen bestand, ein andermal verlangte man Schiffe oder Bauholz und Zimmerleute, um eine Schiffbrücke aufschlagen zu können; — drei Armeen standen in unserer Nähe, die dem höflichen Ansuchen der einen oder andern Parthei bald Gewicht geben konnten; wenn nun unsere Väter sich bestrebten, bald diesem bald jenem sich gefällig zu erzeigen, so klagte jedesmal der andere Theil der kriegführenden Mächte, daß man ihre Feinde unterstütze, und verlangte desto dreister ähnliche Hülfleistungen, welche hernach der Stadt neue Klagen und

Verweise, von der dadurch beleidigten Parthei zuzogen.

In dem Jahr 1636 neigte sich das Glück wieder ziemlich auf die Schwedische Seite. Hatten gleich die mehresten protestantischen Reichsstände die Parthei des Kaisers ergriffen, so legte das mit Frankreich neuerdings geschloßene Bündnis ein desto größeres Uebergewicht in die Schwedische Wagschaale, und **Ochsenstirn** konnte nun aus den Ländern der Protestanten durch Gewalt noch viel mehr Vortheile ziehen, weil sie als Feinde anzusehen waren, die ihre Beiträge, während dem Bündnis mit ihm, nicht ausgemacht hatten. **Frankreich** und **Schweden** waren jezt die **Vertheidiger** der **Teutschen Freiheit**, und ihre Armeen machten dem Hause Oesterreich dergestalt zu schaffen, daß der Kaiser seinen Lieblingsplan, **das teutsche Reich völlig zu unterjochen**, abermals aufgeben mußte.

Im Sommer des Jahrs 1637, kam Herzog **Bernhard von Weimar**, mit 18,000 Mann ins Elsaß. Er hatte schon vorher, im Jahr 1635 mit der Krone Frankreich einen Vertrag gemacht, Kraft welches er versprach, zu derselben Dienst eine Armee von 18,000 Mann zu halten, wofür ihm hingegen ein jährlicher Sold

von vier Millionen Französische Livres, die Landgrafschaft Elsaß und die Landvogtei von Hagenau versprochen worden. Er eroberte Ensisheim und einige andere Städte. An Straßburg machte er ungeheure Forderungen, als z. E. auf drei Monat Lebensmittel für seine Armee, und gleich jezt, der größten Noth abzuhelfen, tausend Fürtel Mehl; — eine ergiebige Beihülfe an Geld; zwei tausend große Kanonen-Kugeln und 600 Centner Pulver. Die Stadt entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit, und gab für diesmal 100 Säcke voll Mehl. Ueber dieß verlangte er freien Paß über die Rheinbrücke oder Schiffe seine Völker hinüber zu führen, aber beides wurde höflich abgeschlagen, und zugleich gebethen, daß er doch das ausgehungerte und ganz ruinirte Elsaß verschonen möchte! **Bernhard von Weimar** schien dieser Bitte Gehör zu geben, und zog das Land hinauf: allein bey Rheinau sezte ein Theil seiner Leute in kleinen Nachen über den Strom, und holte von dem jenseitigen Ufer größere Schiffe, in denen die ganze Armee nach und nach hinüber gieng.

Nun schlug er in dem Straßburgischen Gebiet, bey dem Dorfe **Wittenweiher**, ein verschanztes Lager auf; hier wiederholte er die schon gemach-

ten Forderungen an die Stadt, und verlangte zuvörderst Schiffe und Bretter, um eine Schiffbrücke errichten zu können: da Straßburg dieses Begehren abermal verweigerte, weil sie die versprochene Neutralität nicht brechen wollte, schloß Herzog Bernhard mit einigen geldgierigen Schiffern einen heimlichen Accord; diese führten ihm, ehe man es in Straßburg gewahr wurde, viele Schiffe zu. Endlich wurde es verrathen, und die drei Letzten angehalten; allein die Schweden drohten die Erndte zu verderben, und den Troß und Bagage in die Gegend von Straßburg zu legen. Dieses abzuwenden, mußte Straßburg die Schiffe folgen lassen. Um Bretter zu bekommen, brachen die Schweden das Dorf **Wittenweiher** ganz — und die dort herum liegenden Dörfer **Boffsheim** und **Widdernheim** großentheils, ab. Die Schiffbrücke kam also zu Stande, und Straßburg mußte, zu ihrem großen Schaden und wider ihren Willen, alle Schiffe und Materialien dazu hergeben!

So wenig die Stadt Straßburg dieses Unternehmen zu verhindern im Stande war, so wurde ihr doch von Seiten des Kaisers alle Schuld beigemessen. Der Magistrat erhielt ein Schreiben nach dem andern, mit den bittersten Vorwürfen,

daß er die Schweden begünstiget habe; und da Herzog Bernhard, wegen Mangel an Lebensmitteln, diese Gegend bald verlassen mußte, und ins obere Land zog, **Lauffenburg** einnahm und **Rheinfelden** belagerte, die Kaiserlichen aber die Schanzen von **Wittenweiher** besezten, so wurde der Stadt Straßburg zu Wasser und zu Land der Paß geschlossen, und alle Zufuhr abgeschnitten. Da stand nun die arme, verlassene Stadt, von Frankreich, Schweden und Oesterreich angefeindet, von allem Schutz entblößt, ohnmächtig sich selbst zu schützen, und ungewiß welche Parthei sie ergreiffen sollte. Alle Vorstellungen, Erklärungen, Bitten und Klagen am Kaiserl. Hofe halfen nichts; dieser machte sich vielmehr ein Vergnügen daraus, einen ansehnlichen Reichsstand recht tief in den Staub zu tretten. Acht Monate lang blieb der Paß geschlossen, der erst im Aprill 1638 wieder geöffnet wurde, doch nur unter der Bedingung, daß den Kaiserl. Proviant-Schiffen der freie Paß unter der Rheinbrücke hindurch erlaubt seyn sollte. Wegen dieser Bewilligung zog sich Straßburg wieder neue Verdrießlichkeiten von Seiten der Schweden zu.

Während dieses bey Straßburg vorgieng, hatte das Oesterreichische Heer das belagerte Rhein-

felden entsetzt, und den Herzog Bernhard geschlagen; allein dieser sammelte eilend seine Völker, und griff die Kaiserlichen, welche ihren Sieg und die Weimarische Niederlage sehr groß ansahen, am dritten Tage ganz unvermuthet und mit solchem Nachdruck an, daß alle ihre Generale, **Savelli**, Johann von **Werth** *), **Enkefort** und **Sperreiter**, mit andern hohen Offizieren und dem größten Theil des Heers, in Schwedische Gefangenschaft geriethen. Nun mußte sich auch **Rheinfelden**, **Röteln** und **Freiburg** an Schweden ergeben, und jezt kam die Reihe an das, für unüberwindlich gehaltene **Breisach**. Bernhard von Weimar entschloß sich diese Hauptvestung mehr durch Hunger als mit Gewalt zu zwingen; zu dem Ende schloß er sie den 30. Julii 1638, sehr enge ein, und schnitt ihr, mit Hülfe der Französischen Armee, alle Zufuhr ab. Die Kaiserlichen wollten Breisach retten, es koste auch was es wolle. Allein Bernhard vereitelte alle ihre Versuche. Die verzwei-

*) Dieser Herr von Werth ist hernach 1642 den 14. Merz, gegen den General Horn ausgewechselt worden. Die Auswechselung geschahe nicht weit von Lahr bey Dinglingen auf der Brücke über die Schutter.

selten Ausfälle der Belagerten liefen allemal zu ihrem Nachtheil ab; den Herzog von Lothringen, der zu ihrer Hülfe herbei eilte, schlug Bernhard auf dem Ochsenfelde bey Thann; und der Kaiserl. General Götz verlohr während der Belagerung zwo Feldschlachten gegen ihn. Das geängstete Breisach hatte wohl eine starke Garnison, und eine Menge Kriegsvorrath, aber sehr wenig Lebensmittel; der Hunger stieg daher in einer kurzen Zeit auf einen fast unglaublich hohen Grad. Nachdeme die Belagerung ohngefähr 20 Wochen gedauert, mußte sich die Vestung endlich mit Accord ergeben, in welcher Herzog Bernhard unbeschreibliche Reichthümer und unaussprechliches Elend angetroffen haben soll.

Ich habe zwei Handschriften vor mir liegen, welche, sehr übereinstimmend, die unerhörten Preise bezeichnen, zu welchen die unentbehrlichsten und unnatürlichsten Nahrungsmittel in Breisach, während dieser Belagerung gestiegen seyn sollen. Die eine befindet sich im Original auf dem Archiv der Stadt Straßburg; das andere Verzeichnis, das von einem hohen Offizier, der das große Elend selbst mit angesehen hat, herrühret, ist, nebst einem 1639 gedruckten Inventarium der eroberten Beute,

unter den Silbermännischen Manuscripten zu finden.

Hier folgt das Letztere:

Ein Sester Waitzen ist verkauft worden um 60 fl. folglich käme ein Fürtel auf 360 fl.

Ein Sester Waitzen wurde von einer Frau um ein Kleinod eingetauscht, das 40 Thaler am Werth hatte. In der grösten Noth hat man für einen Sester Waitzen 100 Ducaten angeboten, ihn aber nicht erhalten.

Ein Sester Korn ist bezahlt worden um 40 fl. Gerste 9 fl. Habern 4 Ducaten, auf die Letzte ist ein Sester Haber mit 50 fl. bezahlt worden.

Ein Sester Linsen 9 und ungeröllter Hirß 8 fl.

Ein Beck backte ein Fürtel Kleyenbrod und erlößte daraus 132 fl.

Ein Anderer für ein Sester Waitzenbrod 50 fl.

Ein Pfund Kleyenbrod um 18 Batzen.

Ein Pfund Speck 1 Thaler, Butter 4 fl.

Ein Pfund Roßfleisch 5 ß. Hundsfleisch 1 fl.

Ein Pfund Roßwürste, ungesotten 8 ß.

Ein Stück gekochte Roßhaut, einer Handbreit groß 7 Kreuzer.

Eine Henne 5 fl. ein Ei 1 fl. ein Pf. Salz 8 ß.

Es sind auch viele Ratten und Mäuse gegessen und um schweres Geld verkauft worden.

Man soll so gar Menschenfleisch von getödeten Menschen verzehrt haben. Gleichwohl starben viele vor Hunger, besonders Gefangene.

So schauderhaft diese Erzählung lautet, so wahr ist sie gleichwohl; alle gleich zeitige Nachrichten stimmen darinn überein, selbst unser getreue **Wenker**, der um diese Zeit gelebt, und um das Jahr 1659 gestorben zu seyn scheint, sagt im IIIten Theil seiner geschriebenen **Straßburgischen Chronik**, Seite 84: „daß es Her„zog Bernhard an dem Kommandanten von „Breisach sehr getadelt, daß er bey seinem Ab„zuge noch **sechzig schöne Pferde** mit heraus „geführt habe, und daß er hingegen kaltblütig „zugesehen, daß Bürger und Soldaten sich „selbst aufessen oder Hungers sterben — be„sonders die Gefangenen.„ — Die Vestung hatte nur für **sechs Wochen** Lebensmittel, und der Kommandant hielt die Uebergabe **zwanzig Wochen** auf; da doch von außen nicht der geringste Anschein zu einem Entsatz vorhanden war, indem die Oesterreichische Armee dreimal zurücke geschlagen worden, und vom 14. October an keinen Versuch mehr wagen wollte oder konnte — doch

ließ der gefühllose unmenschliche Tyrann die Noth auf das höchste steigen, ließ Mütter und Säuglinge verschmachten, ehe er den 19. December die Vestung übergab. **Tapferkeit ohne sanfte menschenfreundliche Gefühle ist Grausamkeit.** Wehe der Stadt und ihren Bewohnern, die von einem solchen Unmenschen vertheidiget wird!

1639, 1640.

Dem Vertrag gemäß, den **Bernhard** mit Frankreich geschlossen hatte, behielt nun der **Herzog von Weimar** die gemachten Eroberungen für sich, und suchte eine eigene Herrschaft aufzurichten, wozu er sogleich nach der Einnahme von Breisach die nöthigen Anstalten vorkehrte. Hiemit bekam nun die Stadt Straßburg ganz neue und mächtige Nachbarn. Die **Französische Regierung** wegen Zabern und Hagenau; die **Schwedische Regierung** wegen Benfelden und Oberehnheim. Die **Weimarische Herrschaft** wegen Breisach, und die **Oesterreichische** jenseits des Rheins. So war unsere Vaterstadt ganz umzingelt und wie gefangen genommen. Alle diese Nachbarn stellten sich freundlich gegen die Straßburger, und alle suchten sie zu drücken, aussaugen oder zu ermüden und so auf ihre

Seite zu ziehen. Unter allerlei Vorwand wurde ihnen bald die Zufuhr abgeschnitten; bald Schiffe und Kaufmanns-Güter genommen; das Vieh weggetrieben oder aufgehalten, ihre Dörfer geplündert und von allen Seiten die übertriebensten Forderungen an sie gemacht. Alles war mit neuen Zöllen und Abgaben beschwert. Um Frucht und Wein zu bekommen mußte die Stadt den Franzosen und Schweden schmeicheln, und Ungerochsen, Gewürz und Italienische Waaren zu erhalten, dem Hause Oesterreich gute Worte geben, aber kein Theil that etwas umsonst; jeder der unser Eigenthum durch sein Gebieth gehen ließ, verlangte neue Begünstigungen, und diese gaben dem andern Theil immer wieder Anlaß zu neuen Klagen. Ueberdies mußte die Stadt beständig eine starke Garnison auf den Beinen haben, wie auch ihre Vestungswerker vermehren und in gutem Stand erhalten. In diesem gewaltsamen und recht traurigen Zustande, der viele Jahre lang dauerte, verlohr Straßburg nach und nach alle innere Kraft, und sank in eine immer größere Schuldenlast.

Breisach kommt an Frankreich 1639.

Der Herzog von Weimar war auf die Straßburger sehr böse, daß sie in den zwei Jahren

seines Aufenthalts am Rheinstrom noch keine Ehren-Gesandtschaft an ihne geschickt hätten. Den Folgen dieses Verdrusses auszuweichen, reiseten den 4. Julii 1739 einige Herren nach Breisach, fanden aber den Helden, vor dem sonst Völker zitterten, entkräftet auf dem Krankenbette liegen, und nach vier Tagen starb er in einem Alter von 35 Jahren. In seinem Testament verordnete derselbe, daß seine Armee so lange von den vornehmsten Generalen geführt werden sollte, bis einer seiner Brüder das Kommando übernehmen könnte; unterdessen sollte alles unter Schwedischem Schutz verbleiben. Dieser unvermuthete Todesfall zog viele Veränderungen nach sich. Frankreich, Schweden und Oesterreich bewarben sich um diese ansehnliche Verlassenschaft des Herzogs, und jeder Theil hatte seine guten Gründe; da es aber in dieser Sache auf keinen richterlichen Ausspruch, sondern auf die Armee ankam, wem sie dienen wollte, diese aber nur Geld verlangte, so wußte der schlaue Richelieu die hohen Offiziers durch dieses Metall dermaßen einzunehmen, daß Frankreich die Weimarische Armee, und mit ihr alle Eroberungen und Schätze des verstorbenen Herzogs erhielt. Den Weimarischen Prinzen, welche we-

nigstens seine hinterlassene Baarschaft und das Mobiliar-Vermögen ihres Bruders in Besitz zu nehmen, nach Breisach gekommen waren, machte man eine solche Rechnung, daß ihnen kaum noch die Reisekosten vergütet wurden. Solchergestalt gewann Frankreich durch die Einnahme von Breisach am Oberrhein vesten Fuß und einen freien offenen Paß. Von dieser Zeit an spielte Frankreich im ganzen Elsaß den Meister, und gab auch der Stadt Straßburg wenig gute Worte. Nicht nur das ganze Bisthum, sondern auch die, der Stadt gehörigen Aemter, mußten den Magazin-Zehnten entrichten; und die Bürgerschaft von Zabern der Krone Frankreich huldigen.

1640. 1648.

Im Julius dieses Jahrs wurde auch wieder ein Reichstag zu Regensburg gehalten; weil aber Straßburg den Prager Frieden noch nicht angenommen hatte, so wurde sie nicht dazu eingeladen. Durch Vermittelung einiger Stände, erhielten endlich unsere Gesandten Päße und Zutritt, aber weder Sitz noch Stimme. Der Kaiser und das Reich wollte den Straßburgern die Neutralität durchaus nicht zugestehen; sie sollten wie andere Städte den Prager Frieden anneh-

men, und sich ganz an Kaiser und Reich ergeben, und doch waren beide nicht im Stande, sie gegen Frankreich und Schweden zu schützen. Endlich gestand man ihnen die Neutralität zu, doch sollten sie auch ihre rückständigen und zukünftigen Reichs-Kontributionen bezahlen; als aber unsere Gesandten erwiederten: daß zwar die Stadt bey Kaiser und Reich ferner zu bleiben gedenke, und wenn wieder ruhige Zeiten eintretten, ihre Gebühr willig entrichten werde, daß sie es aber in gegenwärtigen Umständen nicht im Stande sey, da sie überall Schaden leide, und eine starke Garnison unterhalten müße — so schloß man endlich damit: Straßburg sollte jezt, ein für allemal, 20 tausend Gulden erlegen, so sollte sie weiter nicht beunruhiget, und ihr die Schiffe und Güter, welche der Kaiserl. General **Bamberger** in Philippsburg im Arrest habe, wieder frei gegeben werden. Dieses wurde von Seiten der Stadt endlich bewilligt. Ueber dieß mußte man einem andern Kaiserl. General, der Straßburgische Güter angehalten hatte, auch noch 300 Ducaten erlegen.

Da seit 1613 kein Reichstag mehr gehalten worden ist, und viele Personen diese Unterhandlung der gemeinschaftlichen Berathschlagungen

der Stände des Reichs als eine Haupturſache der großen Verwirrung anſahen, in welche ein 22jähriger Krieg das Römiſche Reich geſtürzet hätte, ſo zweifelte niemand die Zuſammenkunft des Haupts und der Glieder werde zu Wiederherſtellung des Friedens und der guten Ordnung ungemein vieles beitragen. Allein dazu waren die Gemüther noch nicht reif; noch herrſchte Mistrauen und Partheiſucht, und die gegenſeitigen Religions-Beſchwerden wurden noch mit der gröſten Bitterkeit vorgetragen. Kurz, man kam keinen Schritt näher zur brüderlichen Vereinigung, und am Ende ſuchte der Kaiſer nur Mittel zu Fortſetzung des Kriegs zu finden.

Friedens-Handlungen.

So ſehr die, durch die Laſt des Kriegs niedergedrückte Menſchheit in allen Ländern nach dem Frieden ſchmachtete, ſo wenig waren die Fürſten geneigt, dem Krieg ein Ende zu machen. Das Glück der Waffen hatte bald dieſen bald jenen begünſtiget; der ſiegende Theil dürſtete jedesmal ſtolz nach größern Eroberungen, und der Unterdrückte hofte auf beſſere Zeiten, und verlangte keinen Frieden, den er nur unter den demüthigſten Aufopferungen von dem Sieger hätte erbetteln müſ-

sen. Zwar wurde schon im Jahr 1636 ein Friedens-Kongreß nach Kölln und Lübeck ausgeschrieben, aber es geschahe bloß um das murrende Volk mit einer falschen Hoffnung zu täuschen. Alle kriegführenden Mächte nahmen den Schein an, als ob sie nach dem Frieden begierig wären: und alle suchten ihn verdeckter Weise zu verhindern. Sechs Jahre giengen vorüber, ehe man über den **Ort**, über den **Tag** und über die **Personen**, die sich einfinden sollten, über ihren **Rang**, **Titel** und **Beinamen** vergleichen konnte. Endlich wurde **Münster** und **Oßnabrück** bestimmt, wo auch hernach den 25. März 1642 der Kongreß wirklich seinen Anfang nahm. Es giengen aber noch einmal sechs Jahre vorbei, ehe dieses heilsame Friedensgeschäfte zu Stande kam.

Unter den vielen Schwierigkeiten, wodurch dieses große Werk so lange aufgehalten wurde, war auch diese: daß der **Kaiser** und die großen Reichsfürsten die schwächern Stände, und insonderheit **die Städte, nicht zu den Unterhandlungen lassen wollten**; da doch jede Stadt ihre besondern Beschwerden und ihr eigenes Interesse hatte. So nachtheilig dieses Unternehmen des Kaisers der Ehre, der Freiheit, der Ruhe und Sicherheit der Stände des Reichs

werden mußte, — so leicht es war, die herrschsüchtigen Absichten des Kaisers und die schröcklichen Folgen derselben einzusehen — so waren doch die Städte und Stände des Reichs so unbegreiflich träge, kriechend und furchtsam, daß sie auch nicht einmal den Wunsch äußerten, zu diesem wichtigen Friedensgeschäfte mitwirken zu wollen. **Frankreich** hingegen, deme hauptsächlich daran gelegen war, daß die Reichsfreiheit der Stände aufrecht erhalten und die wachsende Macht des Hauses Oesterreich durch die Unterjochung des teutschen Reichs nicht noch mehr vergrößert würde, wollte die Friedens-Unterhandlungen nicht anders, als **mit Zustimmung der gesammten Reichsstände** eröffnet wissen; und **Schweden**, deme über dieses auch noch die Erhaltung der Religions-Freiheit der Protestanten am Herzen lag, und daher alle Religions-Beschwerden, um deren willen dieser langwierige Krieg eigentlich geführet worden, in diesem Frieden gründlich abgethan wissen wollte, verlangte gleichfalls **die Mitwirkung aller Reichsstände** zu dieser Friedenshandlung.

Durch die Vorstellungen und häuffigen Ermahnungs-Schreiben der verbundenen Kronen aufgemuntert, erwachten endlich die furchtsamen

und sorglosen Reichsstände. Der Fränkische Kreis hielt eine Versammlung zu Bamberg, und faßte zuerst den kühnen Entschluß, sein Interesse selbst zu besorgen, und zu dem Ende Deputirte nach Oßnabrück zu senden. Er ermahnte auch die andern Kreiße sehr dringend, ein gleiches zu thun. Der Schwäbische Kreis folgte diesem Beispiel, und Straßburg sandte für sich selbst zween Deputirte, Marx Otto, General-Advokat, und Johann Ernst Heuß, Kanzleiverwalter, mit einem Schreiber und einem Einspänniger, nach Oßnabrück. Und nun erst, nachdem man schon acht Jahre an Einrichtung dieses Kongreßes gearbeitet hatte, wurde endlich, Sonntags den 4. December 1644 das große und höchst gesegnete Friedensgeschäfte selbst zü Münster und Oßnabrück angefangen.

Unterdessen wurde der Krieg mit der grösten Hitze von allen Seiten fortgeführt, weil jede Parthei durch entscheidende Siege desto vortheilhaftere Friedensbedingnisse hoffen konnte. So sehr Frankreich durch die Niederlage bey Duttlingen, vor Freiburg und an andern Orten gelitten hatte, so große Vortheile erhielten seine Völker in den Niederlanden und am Rhein. Speier,

Worms, Mannheim, Philippsburg und Mayntz eroberten sie in kurzer Zeit nach einander. Die Schweden kamen zwar auch einigemal sehr in die Enge: allein ihre vortreflichen Generale, Banner, Torstensohn und Wranzel, welche in diesen Jahren die Schwedische Armee kommandirten, entgiengen nicht nur jedesmal der Gefahr, sondern häuften selbst Siege auf Siege. Zwangen auch zulezt die Kurfürsten von Brandenburg, von Sachsen und Baiern, so, wie die Franzosen den Kurfürsten von Mainz und den Landgrafen von Hessen-Darmstadt, daß sie die Parthei des Kaisers verlassen, und die Waffen niederlegen mußten. Baiern brach zwar diesen Waffenstillstand, und vereinigte sich aufs neue mit dem Kaiser, aber dafür wurde sein Land durch einen neuen Einfall der Schweden jämmerlich verwüstet, und der Kaiser kam von allen Seiten in das gröste Gedränge. Eben hatten die Schweden die kleine Seite der großen Stadt Prag eingenommen, und noch war man besorgt, daß sie auch die Altstadt, jenseits der Moldau, erobern würden, als eben zu rechter Zeit die Nachricht ankam, daß der Friede den 24. October (1648) zu Münster und Oßnabrück unterzeichnet worden seye. Und hierauf ertönte die Friedens-

Posaune an allen Orten, und dem Blutvergießen wurde gesteuert!

Während dieser erst erzählten Kriege und Eroberungen hatte auch das Elsaß durch schröckliche Erpreßungen, Raub und Brand, von den Baiern, Franzosen und Schweden ungemein viel auszustehen; unsere geschriebene Kroniken sind in Erzählung desselben sehr umständlich: ich aber bin müde, meine Leser nur immer mit so traurigen Begebenheiten zu unterhalten. Dieß einige deucht mich noch bemerkungswerth zu seyn: daß Straßburg um seiner **unklugen und unbescheidenen Zeitungs-Schreiber** willen, mit den kriegführenden Mächten viel Verdruß bekam, und großen Schaden leiden mußte. Im Jahr 1645 nahmen die Baierschen in **Kehl** eine große Heerde Schaafe weg, welche theils den Bischöflischen, theils den Straßburger Metzgern gehörten. Beede Theile schickten einen Trompeter nach **Freiburg**; der Bischöfliche erhielt guten Bescheid, und die Schaafe wurden ausgeliefert: aber der Straßburgische bekam anstatt der Antwort, einen Bund **Zeitungen** zurück, mit dem mündlichen Auftrag: daß man so lange auf die Straßburger streifen werde, bis die Stadt ihre **Zeitungs-Schreiber** entweder aufhänge, oder **zur Wahrheit und**

Bescheidenheit anhalte. Diese Geschichte verdient ohnstreitig die tiefste Beherzigung, von Seiten unserer jezt lebenden Zeitungs-Schreiber.

Endlich noch ein Wort von dem Inhalt des Westphälischen Friedens, so viel nemlich hieher gehöret: In Absicht auf die Religions-Streitigkeiten erhielten die Protestanten nun erst diejenigen Rechte, welche ihnen schon nach dem Recht der Natur zugehörten, die man ihnen aber mit der schröklichsten Anstrengung aller Kräfte zu entreissen gesucht hatte: Bestätigung des Religionsfriedens, in welchen jetzt auch die Reformirten eingeschlossen wurden. — Völlige Gewissensfreiheit; — Gleiche Rechte mit den Katholiken in allen Gerichten, Aemtern und Ehren, — und wegen den mancherlei Streitfällen in Religionssachen sollte alles wieder in den Stand gesezt werden, wie es sich in dem Jahr 1624 den 1. Januar befunden hat. Der Krone Frankreich wurde die Vestung Breisach, das Elsaß und Sundgau, die Landvogtei der 10 vereinigten Reichsstädte im Elsaß, mit aller Hoheit, Zugehörden und Rechten, welche der Kaiser und Reich so wohl, als das Haus Oesterreich auf alles dieses gehabt haben, auf ewig übergeben. Von dieser Zeit an wurde also unser Vaterland eine Französische Provinz, ob gleich die Stadt Straßburg und einige andere Stände, ihre Reichsfreiheit noch einige Jahre behaupteten.

Die großen Thaten Gottes in der neuesten Geschichte Frankreichs.

Melod. Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut.
oder: Es ist gewißlich an der Zeit.

1.

Es tönen Jubel laut und hehr
in Frankreichs freyen Staaten,
Vom Rheinstrom bis ans fernste Meer
singt man von großen Thaten!
Der Erdkreis hört's — und faßt es kaum!
Zwey Jahre — welch ein enger Raum
zur Bildung großer Völker!

2.

Die Allmacht sprach: Es werde Licht!
Schnell flohen Dunkelheiten!
Und Menschenrecht, und Bürgerpflicht
fieng an sich auszubreiten;
Die güldne Freiheit trat hervor —
Der Sklave hob das Haupt empor —
und, seine Fesseln sprangen!

3.

Hoch aufgethürmte Schuldenlast —
Misbräuche — schwarze Thaten
Erschöpften Frankreichs Kräfte fast;
Ein Heer Aristokraten
Verschlang des Bürgers sauren Schweiß —
Gab ihn oft der Verzweiflung preiß —
Gerechtigkeit war theuer!

4.

Des guten Königs Herze brach —
rang unter schweren Kämpfen;
Sann schlaflos oft dem Jammer nach,
und suchte ihn zu dämpfen:

Allein umsonst! — zu schwach war Er
Nun sammelte er um sich her
des Volks Repräsentanten!

5.

Durchdrungen von der Wahrheitschein,
voll Muth stehn sie — die Männer!
Sie reissen das Gebäude * ein,
als Menschen-Staaten-Kenner.
Beschloßen eine Riesen-That —
Gemäß der Vorsicht weisem Rath,
Umschaffung aller Franken!

* Die alte, elende Staatsverfassung.

6.

Sie donnerten — auf Gott gestüzt —
verjährte Misbräuch nieder!
Sie stürzten rasch — vom Herrn geschüzt —
Ministermacht darnieder;
Feudalrecht *, Monopolium **,
Und angemaßtes Eigenthum
sind nur noch bloße Namen!

* Das verderbliche Lehnrecht.

** Ausschließlicher Handel.

7.

Nun wird — geleitet von der Hand
des Herrn — ein Werk gegründet,
Dergleichen man in Griechenland,
ja selbst in Rom nicht findet:
Die schöne Konstitution,
Auf Menschenrecht *, Religion,
und auf Vernunft gegründet!

* Die Rechte des Menschen und des Bürgers.

8.

Und nun — nun wacht der Löwe auf
der lange schien zu schlafen!
Die Franken griffen, nach dem Brauch
der Väter, zu den Waffen!
Die Edeln * durch das ganze Land,
Die knüpften nun ein vestes Band
das große Werk zu fördern!

* Die Freunde der Constitution.

9.

Monarche soll der König seyn,
Und Haupt — nicht mehr Despote,
Deß bloßer Wille sonst allein
Tod und Verderben drohte.
Er ist der Stolz der Nation,
Doch auch als Bürger auf dem Thron
Gesetzen unterworffen.

10.

Des Bürgers Würde stralet hoch,
weit über alle Titel;
Er ziehet nicht an fremdem Joch;
Geschäzt im rauhen Kittel,
So wie im Purpur. Und ihm steht,
Wenn er sich nur nicht selbst entehrt,
der Ehren Pforte offen!

11.

Die Diener Gottes welche lang
des Reichthums Bürde drückte *
Sie, die einst Roms furchtbarer Zwang
selbst der Natur entrückte —
Dem Geist des Evangeliums —
Dem ächten Zweck des Priesterthums —
die werden neugeboren!

* Matth. 19. v. 23-25. 1 Tim. 6. v. 9. Nicht alle Diener der Religion waren reich: ich rede also nur von denen, die reiche Pfründen besaßen, ohne der Religion viel zu nützen.

12.

Nicht Wollust, Geiz und Herrschersinn
soll ferner sie entehren:
Ihr Amt, ihr Ruhm und ihr Gewinn
wird seyn, das Volk zu lehren.
Welch hohe Würde! Christo gleich — *
Aposteln ähnlich — Gottes Reich
befördern — Menschen trösten!

* In so fern nur, als es Christi Hauptbeschäftigung war, das Volk zu unterrichten.

13.

Gewissensfreiheit, Brudersinn —
O Worte — Gott entflossen!
Wie unerkannt! — oft ist vorhin
der Brüderblut vergossen:
Doch künftig nun und ewig nicht!
Gewissensfreiheit, Bruderpflicht
das sind nun Reichsgesetze!

14.

Wir ehren alle einen Gott,
zwar auf verschiedne Weise:
Doch hilft er allen in der Noth —
giebt allen Trank und Speise —
Liebt alle, wie ein Vater thut,
Für alle floß einst Christus Blut —
so, Brüder, laßt uns denken!

15.

Eroberungssucht und Ländergeiz
verfluchen Frankreichs Söhne!
Für sie hat froher Jubel Reiz,
nicht mehr das Schlachtgetöne!
Zwar fehlt es ihnen nicht an Muth:
Sie schwuren bloß der Welt zu gut
Europa ew'gen Frieden!

16.

Nur schlechte Seelen sind es, die
noch Frankreichs Ruhe stören:
Doch Er, der Mächtige, wird sie
auch alle einst bekehren.
Er spottet ihrer List und Macht;
Sind tausend Plane ausgedacht
Er spricht ein Wort: sie schwinden!

17.

Sie schufen eine Hungersnoth —
Gott gab uns volle Garben;
Es mangelt' Geld — auch da half Gott, *
wir durften niemals darben,

Sie sah'n uns für verlohren an,
In Nim, Lion und Montauban,
in Nancy! — und wir siegten!

* Durch die Assignaten.

18.

Viktoria — mit uns ist Gott!
ihr fühlt es — freye Franken!
Steht vest, wie Mauern, in der Noth!
bleibt pünktlich in den Schranken
Der großen Constitution:
Sie ist euch Schutz — sie ist euch Lohn —
ist ein Geschenk des Höchsten!

19.

So alt ihr seyd — studieret sie
begierig, wie die Jugend:
Sie zu verstehen übt euch früh —
verehret sie durch Tugend —
Bringt sie auch euren Kindern bey;
Sagt: daß der Freiheit Stütze sey:
Gehorsam dem Gesetze!

20.

Die Morgenröthe dämmert schön
in andern großen Staaten:
Denn Frankreichs Revolution
warn't alle Potentaten!
Zeig' ihnen — Hochgesinnte Schaar
Der Franken — ewig sey es wahr:
daß Freiheit Bürger adle!

Note. Dieses Gedicht, welches ich vor zwei Jahren durch den Druck bekannt machte, und noch jezt öfters verlangt wird, fand hier eben noch Raum zu Ausfüllung dieser Blätter.

Friese.

Inhalt
der Geschichte Straßburgs
von dem Jahr 1648 bis 1681.

Seite

Schwierigkeiten bei Vollziehung des Westphälischen Friedens 162
Benfelden wird geschleift, 1650 164
Kriegsunruhen im Elsaß dauern fort 165
Lothringer plündern das Land aus 166
Straßburgs Bürger arbeiten am Wall 167
Trauriger Zustand dieser Stadt 168
Speier und Maynz hält ihre Schiffe auf —
Alle Auflagen werden erhöht 269
Keine Hexenprocesse in Straßburg 170
Ein zänkischer Prediger richtet Unruhe an. 1657 171
Criminalproceß von D. Obrecht, 1672 174
Errichtung der Sternwarte und der Anatomie, 1673 184
Holländischer Krieg, 1672 186
Rheinbrücke von den Franzosen verbrandt; 188
wieder erbaut und Kehl bevestiget 190
Schweizer in Sold genommen; neue Auflage 191
Frankreich nimmt unsre Schiffe in Arrest —
Verlangt die Zerstörung der Rheinbrücke; 192
der Magistrat läßt sie abdecken 1673 193
darüber entsteht ein Auflauf, 194
der aber wieder gestillt wird. 195
Der Minister Louvois besucht Straßburg 196
Colmar und alle Reichsstädte im Elsaß von den Franzosen geschleift 197
Straßburg rüstet sich zur Gegenwehr 200
Eckboltsheim und andere Dörfer geplündert 201
Vermehrung der Garnison in Straßburg 1674 202
schröckliche Auflagen —

Inhalt

	Seite
Turenne verwüstet die Pfalz	203
der Kaiser verlangt freien Paß;	204
Turenne lagert sich in der Ruprechtsau	206
will die Rheinschanzen stürmen;	207
man schießt auf die Franzosen	—
Turenne zieht ab;	209
die Kaiserliche Armee kommt herüber;	—
Gastwirth zum Rebstöckl. erschossen	—
Schlacht bei Ensheim und Holzheim	210
Schloß zu Waßlenheim zweimal erobert	212
Elender Zustand Straßburgs	215
Breisach belagert und entsezt	216
Straßburgs bewaffnete Neutralität, 1675	217
Verstärkung der Garnison; neue Auflagen	218
Haß der Bürger gegen die Franzosen;	219
Turenn's Tod; Niederlage der Franzosen	221
Die Kaiserl. verheeren unsre Felder.	222
Neue Verstärkung der Garnison, 1676	223
vierfache Auflagen	—
La Brosse, der Mordbrenner, 1677	224
plündert und verbrennt Weissenburg	225
auch Hagenau; dessen Grausamkeit.	—
Barr, ein Aschenhauffen, 1678	226
die Franzosen erobern den Rheinpaß	—
Kanonenschuß auf das Münster	227
Nimegischer Friedensschluß, 1679	228
Reunions-Kammer in Breisach, 1680	—
die freien Reichsstände im Elsaß unterwerffen sich Frankreich	229
Straßburg will es nicht thun	230
findet aber keine Hülfe	231
Frankreich spottet seiner Ohnmacht	233
Franzosen besezen die Zollschanze, 1681	234
Straßburg wird zur Uibergabe aufgefordert	238

Seite
Alle Bürger werden zu Rath gezogen 241
nochmalige Aufforderung durch den Minister Louvois, in Illkirch 242
Ursachen, warum Straßburg übergeben werden mußte 244
Straßburgische Capitulation 249
diese Uibergabe an Frankreich war Straßburgs Glück — und warum? 256
Es gieng keine Verrätherei dabei vor 259

Dritter Zeitraum der Vaterländischen Geschichte.

Straßburgs Schicksale nach seiner Uibergabe an Frankreich, von 1681 bis 1700.

Seite
Besiznehmung der Stadt 264
Einzug des Bischofs 265
Einzug des Königs —
Eröffnung der Predigerkirche 266
Stiftung des Arbeit- und Zuchthauses, 1682 267
Bau der Citadelle; der Vestung Kehl 268
des Breuschkanals 269
der zwei Forts in der Stadt 270
Einführung des neuen Kalenders 271
Schiksale des Ammeisters, Dominikus Dietrich 274
er kommt in den Verdacht der Verrätherei 277
wird nach Hof berufen, 1684 278
desselben Standhaftigkeit, 279
wird von seinem Vaterlande verbannt; 282
sein Glaubens-Bekenntnis; 283

Inhalt

	Seite
kommt wieder nach Straßburg, 1690	287
stirbt daselbst, 1694	288
Ulrich Obrecht, der erste Königl. Prätor, 1685	279
Brand im Münster	289
Canzlei-Brand, 1686	290
Jesuiter, Capuziner, Antonier-Mönche, und die Johanniter kommen wieder nach Straßburg	291
Der Chor und die Einkünfte der beeden St. Peters-Kirchen dem Bischof übergeben	292
Der Magistrat soll der Prozession beiwohnen	293
Die Rechte der Protestanten werden eingeschränkt	294
Den Katholischen werden drei Kirchen eingeräumt	295
Auch Allerheiligen und St. Stephans-Stift	296
Waffenstillstand auf 20 Jahre	297
Casernen-Bau. Mehlmagazin	299
Militärisches Hospital	300
Hüningen, Neubreisach und Fort-Louis erbaut	301
Neunjähriger Krieg Frankreichs mit dem halben Europa, 1688	302
Wichtige Bemerkung hierüber	304
Straßburg bleibt ruhig	—
Erste Erleuchtung des Münsterthurns	305
Anmerkung über das Te Deum laudamus. Note.	—
Rißwickischer Friedens-Schluß, 1697	306
Straßburg bleibt ewig bei Frankreich.	307

Ende dieses Jahrhunderts.

Wohlthätige Stiftungen.

Marx Otto.	307
Ostermairisches Legat.	308
Steinbockisch Legat.	—

Die Geschichte Straßburgs und des ehemaligen Elsaßes; vom Westphälischen Friedensschluß, 1648, bis zur Uebergabe der Stadt an Frankreich, 1681.

Unaussprechlich verheerend waren die Wirkungen und die Folgen des, auf allen Seiten mit so großer Wuth geführten Krieges, der dreyßig volle Jahre die verschiedenen Provinzen des Teutschen Reichs drückte. Ein politisches Wunder, und der stärkste Beweiß von der natürlichen Güte dieser Länder und dem Fleiß ihrer Bewohner, ist es, daß sie diesen Krieg aushalten, und in weniger als einem Jahrhundert beynahe alle Spuren desselben vertilgen, und ihren ehemaligen Flor und Wohlstand — nicht nur wieder herstellen, sondern auch um sehr vieles erhöhen konnten: aber auch unaussprechlich wohlthätig, dauerhaft und beglückend sind die Folgen des Westphälischen Friedens, durch welchen der Keim zu künftigen Unruhen erstickt,

die Protestanten in ihre natürlichen Rechte eingesetzt; die Kayserliche Macht in die gehörige Schranken eingeschlossen, und die Freyheit der Stände des Teutschen Reichs wieder hergestellet worden sind.

Allein so schön die niedergeschriebenen, und von allen Theilen beschworenen **Friedens-Artickel** lauteten, so große Schwierigkeiten zeigten sich allenthalben, bey der **Vollziehung** desselben. Der Kayser verlangte sehr ernstlich: daß man dieses Geschäfte ihm alleine überlassen, und die Kriegsvölker sogleich abdanken sollte. Aber die verbundenen Höfe wollten die Waffen nicht eher niederlegen, bis wenigstens die vornehmsten Abtrettungen geschehen, die Freyheit und Rechte der Protestanten gesichert, und der Krone Schweden fünf Millionen Reichsthaler, als Entschädigung wegen der Kriegskosten, wären bezahlt worden. Diesemnach wurden die sämmtlichen Armeen der kriegführenden Mächte in die verschiedenen Reichs-Kreise verlegt, aus denen sie ihre Erhaltung ziehen sollten. So wurden auch die, an Schweden zu zahlenden Summen unter alle Stände, aber sehr ungleich, vertheilt, um dieselben in drey Terminen abzuzahlen, welches viel Streit und Klagen ver-

ursachte. So wurden z. E. dem Oberrheinischen Kreise 13 Schwedische Regimenter zu Pferd zugetheilt; von diesen kam ein Regiment in das Bisthum; vier Kompagnien in die Grafschaft Hanau, und eben so viel in das Leiningische Gebiet; aber die Stadt Straßburg bekam zwey ganze Regimenter, mit dem Staab. Die Stadt verglich sich zwar mit dem Schwedischen General, und bezahlte Quartiergeld; für jeden Tag 350 Reichsthaler, zwey Sester Haber und 10 Pfund Heu, auf jedes Pferd, worauf freylich die zwey Regimenter wieder über den Rhein in andere Gegenden zogen: aber dieses Quartiergeld kostete die Stadt Straßburg allein 120 mal tausend, ein hundert und fünfzig Gulden; und an den 5 Millionen für die Schwedischen Kriegsgelder mußte sie 30 tausend Gulden nur für den ersten Termin bezahlen. (Siehe Wenkers geschriebene Chronik, 3. Band, bey den Jahren 1649, 1650).

Mit der Exekution des Friedens in Religions-Sachen gieng es auch sehr schwer und langsam von statten. Kein Theil wollte die Kirchen und Güter dem andern abtreten, und die Kommissarien, welche von einer Stadt zu der andern reißten, waren oft genöthiget Gewalt zu brauchen. Hätte sich die Krone Schweden der

Protestanten nicht mit so großem Eifer angenommen, so würden diese Letztern allenthalben verkürzt und zurücke gesetzt worden seyn. **Zwey volle Jahre** brachte man mit der **Vollziehung der Friedens-Bedingnisse** zu, und manchmal schien es, als ob der Krieg aufs neue ausbrechen würde. Frankreich und Schweden hielten daher alle eroberten Plätze und Vestungen besetzt, und ihre stehenden Armeen, welche für das arme Volk freylich eine große Last waren, nöthigten doch endlich den Kayser, den ihm so nachtheiligen Friedensschluß nach allen Theilen zu vollziehen.

Benfelden wird geschleift, 1650.

So wie dieses schwere Geschäfte zur Zufriedenheit der beyden Kronen anfieng betrieben zu werden, so fiengen diese nun auch an die eroberten Plätze zu räumen und ihre Völker abzudanken. Den ganzen Sommer arbeitete man an Niederreissung der Vestungswerker zu **Benfelden.** Ein Kanonier-Offizier von Straßburg, **Niklaus Sauter**, übernahm die Sprengung derselben, welche aber sehr unglücklich ablief. Die erste Mine sprang nach Wunsch; aber mit der zweyten flog er selbst, und noch einige andere Personen, in die Luft. Darauf

mußte die Arbeit mit Pickeln und Hauen vorgenommen werden. Jeden Tag frohnten 2000 Personen aus der ganzen Nachbarschaft, und Straßburg mußte die Werkzeuge dazu hergeben. Darauf zogen die Schweden den 18. September ab, und um die nemliche Zeit räumten auch die Franzosen die zu dem Bisthum gehörigen Städte und Schlösser.

1651 bis 1660.

Endlich, nachdeme die verschiedenen Kriegs-Heere ihre Quartiere verlassen hatten, und entweder abgedankt oder zurücke gezogen worden waren, genoß das fast ganz zu Grund gerichtete Teutschland die gesegneten Früchte des so theuer erworbenen Friedens in vollem Maaße. Aber in unserm Vaterlande loderte noch immer die Fackel des Kriegs, und unsere Väter empfanden frühe genug die traurigen Folgen der Nachbarschaft Frankreichs, welches nun alle die Besitzungen und Rechte, die das Haus Oesterreich in dem ehemaligen Elsaße besessen hatte, wirklich genoß, und immer weiter auszudehnen sich eifrig bestrebte.

Der Krieg zwischen Frankreich und Spanien dauerte noch immer fort, und die innerlichen Unruhen in Paris, welche im Jahr 1647,

zwischen dem Hof und dem Parlament entstanden, brachen jetzt in einen offenbaren Krieg aus. Der Prinz von Conde verband sich mit dem König von Spanien, und dieser schickte ihm unter dem Kommando des Herzogs von **Lothringen** eine ansehnliche Armee zu Hülfe. Diese Völker drangen bey **Landau** in das Elsaß, und lagerten sich in den Dörfern um **Pfalzburg** und im **Schirmecker Thal**; von hier aus trieben sie ihre Räubereien im ganzen Lande; plünderten die Reisenden auf den Straßen, und verfolgten die armen Landleute, mit denen sie ganz grausam umgiengen, bis in die Gebirge, wo viele vor Frost und Hunger starben.

Der französische Intendant vom Elsaß, und die Besatzung von Breisach hielten es mit dem König; aber die Lothringer hüteten sich wohl, daß sie den Königlichen nicht zu nahe kämen; sie hatten keine Lust zu kriegen, nur rauben war ihr Geschäfte. Und da die königlichen Völker ihnen auch keinen Einhalt zu thun begehrten, so war die Stadt Straßburg und die übrigen unmittelbaren Reichsstände im Elsaß genöthiget, für ihre eigene Sicherheit zu sorgen. Zu dem Ende richteten sie in der Ge-

schwindigkeit ein Sicherheits-Korps auf, zu welchem Straßburg 26 Reiter, und 90 Mann Fußvolk stellte und unterhielt. Auch accordirte man mit den Lothringern wegen dem Abzug, und gab ihnen 50,000 Rationen Brod, und dem Intendanten, damit er behülflich seyn möchte, 50 Fürtel Haber und 50 Reichsthaler zum Präsent, und gleichwohl konnte man dieser beschwerlichen Gäste nicht los werden, bis das Land ausgezehrt war.

Straßburg, welches sich vor den Franzosen wie vor den Lothringern zu fürchten Ursache genug hatte, hielt sich indessen immer in einem guten Vertheidigungs-Stand. Die Bürgerschaft arbeitete wechselsweise beständig fort an den Wällen. Einige Thore hielt man verschlossen; an den andern war doppelte Wache und eine Magistratsperson, welche die Aufsicht hatte. Und ob man wohl beständig eine starke Garnison Soldaten unterhielt, so mußten doch die Bürger jeden dritten Tag auf die Wache ziehen. Eifersüchtig auf ihre Freyheit, und überzeugt von der großen Gefahr welche sie bedrohte, strengte der Magistrat und die Bürgerschaft, welche damals in gutem Einverständnis mit einander lebten, alle Kräfte an, ihre

Reichsfreyheit zu behaupten. Aber dieser Zustand der äussersten Anstrengung dauerte schon über sechzig Jahre; die beständige Kriegsrüstung verschlang ungeheure Summen; Handel und Wandel lag darnieder; das Vermögen der Bürger hatte abgenommen; viele Quellen der öffentlichen Einkünfte waren verstopft; eine ungeheure Schuldenlast, von welcher man die Zinse nicht bezahlen konnte, raubte unserer, sonst so reichen und blühenden Vaterstadt vollends alle innere Kraft, und ihre Nachbarn fiengen schon an, verachtende Blicke auf sie zu werffen, welche unsere Väter um so weniger verdienten, da eben die, welche uns jezt verächtlich behandelten, selbst zu unserm Verfall mit beygetragen hatten.

Der Bischof von **Speier** ließ die Straßburgischen Schiffe, welche auf die Frankfurter Messe fahren wollten, zu **Lauterburg** und **Philippsburg** anhalten; begegnete den Schiffern hart, und über die schuldigen Zinse mußte man für jedes Schiff, wegen gerichtlichen Kosten, noch hundert Gulden bezahlen. Gerade so machte es auch der Kurfürst von **Mainz**; andere Schuldner verklagten die Stadt bey dem Kammergericht zu Speier.

In dieser Verlegenheit verkaufte die Stadt das Schloß und Amt **Herrenstein** an den General-Leutenant von **Rosa**, um 20 tausend Gulden; nebst diesem zween Maierhöfe, etliche Häuser, Gärten und Mezgerbänke; lößte damit die beschwerlichsten Kapitalien ab, und rettete sich also für diesmal aus der grösten Noth. Um aber die Einnahme und Ausgabe ins Gleiche zu bringen, wurden alle Auflagen auf Lebensmittel, im Ohmgeld, im Kaufhaus und an den Thoren merklich erhöht; auch durften die Bürger nicht mehr selbst an den Vestungswerkern arbeiten, sondern sie mußten für die Frohn ein halbes Stallgeld bezahlen. Diese fürchterlich erhöhten Abgaben drückten den Muth und die Kraft der Bürgerschaft vollends darnieder. Frankreich, welches nun einen beständigen Residenten in Straßburg unterhielt, gleichwie auch wir bey Hof einen unterhalten mußten — sahe unsere Schwachheit und den sinkenden Kredit Straßburgs mit schalkhafter Freude. Lange schon lauerte das herrschsüchtige Frankreich auf eine Gelegenheit, uns unter sein Joch zu bringen, und unter diesen Umständen sahe es das Ziel seiner Wünsche sich täglich nähern; **Ludwig der Vierzehnte** ver-

säumte keine Gelegenheit, wo er mit einigem Schein des Rechts die Straßburger drängen und drücken konnte.

Gerade so gieng es auch den übrigen unmittelbaren Reichsständen und Städten im Elsaß. Ludwig machte ihnen ihre Reichsfreyheit so sauer, that solche Eingriffe in ihre Rechte, daß ihnen zuletzt nichts mehr übrig blieb, als sich sammt und sonders gänzlich an Frankreich zu ergeben, und dessen Oberherrschaft anzuerkennen; welches auch in dem Jahr 1680 wirklich geschehen ist.

Bis dahin blieb in unserer Vaterstadt alles in der eben erzählten Lage, ohne daß sich etwas sehr merkwürdiges zugetragen hätte. Feuersbrünste, Wasserschäden, Ueberschwemmungen, Theurung und Seuchen, Hinrichtung verschiedener Missethäter, auch schröckliche Erscheinungen am Himmel, erzählen zwar unsere Chroniken bey jedem Jahrgang sehr umständlich; ich würde aber meinen Lesern einen schlechten Gefallen erweisen, wenn ich mich bey solchen alltäglichen Vorfällen aufhalten wollte. Was mich aber bey Durchlesung so vieler alten Straßburger Chroniken am meisten verwundert und gefreut hat, ist das: daß alle unsere Geschicht-

schreiber kein Wort von Hexen und Hexen-Verbrennen in Straßburg melden; da es doch bekannt ist, daß vor und nach der Reformation, fast aller Orten in Teutschland viele tausend unschuldige Frauen auf welche der Aberglaube oder die Bosheit den fabelhaften Verdacht der Hexerey geworffen hatte, auf die Folter gespannt und öffentlich verbrannt worden sind. Auch in unserer Nachbarschaft geschahe es an vielen Orten, aber zur Ehre Straßburgs finde ich nichts davon in unserer Geschichte!

Ein zänkischer Prediger richtet Unruhe an, 1657.

Ehe ich den Faden unserer Hauptgeschichte wieder anknüpfe, muß ich noch zwey Begebenheiten erzählen, wodurch die innere Ruhe unserer Vaterstadt ziemlich erschüttert wurde.

Martin Groß, Pfarrer im Münster, ein unruhiger zänkischer Mann, der aber wegen seiner Beredsamkeit gleichwohl einen starken Anhang hatte, gerieth durch seine beissenden Reden zuerst mit dem Städtmeister, **Niklaus Zorn**, und hernach mit dem Präses des Kirchen-Konvents, D. **Johannes Schmidt**, in weitläufige Streitigkeiten. M. Groß schlug in allen seinen Predigten mit dem Schwerdt des

Geistes tapfer auf diese beeden Männer. Den ersten bestrafte er hart, daß er am Sonntag spazieren fahre, Gastereien anstelle, und großen Staat treibe. Dem andern warf er vor, daß er gelehrte Leute aus der Stadt jage, Geschenke annehme, Wittwen und Waisen betrübe, und nicht rein in der Lehre seye.

Die Sache kam endlich zur Klage; die Obrigkeit legte dem M. Groß ein Stillschweigen auf, aber er wollte sich den Mund nicht stopfen lassen, er eiferte nur noch stärker. Seine Anhänger bewunderten seinen unerschrockenen Muth, und verglichen ihn mit den alten Propheten, welche ehemals eben so tapfer den Vornehmen im Volk die Wahrheit sagten.

Aus dem Zeugen-Verhör, welches in dieser Sache vor Rath und Ein und zwanzig angestellt wurde, scheint zu erhellen: daß der Hr. Doktor Schmidt eben nicht ganz unschuldig war; stolz, gebieterisch und eigensinnig mag er gewesen seyn, und eben darum nirgends beliebt; sonst würde Großens Geschrey nicht so viel Beyfall gefunden haben. Eine Menge Schmähschriften flogen gegen ihn herum, und die Gährung stieg mit jedem Tag; weil aber M. Groß aller Vorstellungen ungeachtet, nicht

schweigen wollte, wurde ihm das Predigen gar verboten; aber auch darnach fragte der tolle Mann nichts; troz dem Verbot gieng er am Christabend wieder auf die Kanzel zu predigen. Der regierende Ammeister ließ ihn durch einen Einspänniger von seinem Vorhaben abmahnen, aber Groß antwortete ihm: der Ammeister hätte ihm in seinem Amt nichts zu befehlen. In der Predigt schalt er greulich über die, welche ihn absetzen wollten, und versprach den andern Tag wieder zu predigen; allein er wurde auf obrigkeitlichen Befehl durch 6 Einspänniger in seinem Hause verwacht; seines Amts gänzlich entsetzt, und zu ewiger Gefangenschaft in seinem eignen Hause verurtheilt.

Indessen befürchtete der Magistrat gleichwohl einen Ausbruch der Unruhen. Die Glieder des Kirchenkonvents waren uneins und in Partheyen getheilt; gerade so war es auch unter den Bürgern. Groß hatte eine ansehnliche Verwandtschaft; war noch ein junger Mann mit drey Kindern, und jezt in einen Nahrungslosen Stand versezt; und seine Anhänger schrien über Tyranney und Ungerechtigkeit. Der Magistrat ließ daher die trozige Aufführung des Mannes mit allen ihren Folgen, und das sanfte

Betragen der Obrigkeit gegen ihn in eine Schrift verfassen, und den 12. Jan. 1658 auf allen Zunftstuben den Bürgern vorlesen, auch wurde ihm auf erfolgende Besserung und Abbitte Begnadigung versprochen, aber er blieb hartnäckig bis an sein Ende. Die Pfarrstelle im Münster wurde hierauf von dem Magistrat dem Doktor **Dannhauer** übertragen, und die Theologische Professur zugleich mit derselben verbunden, die freye Wahl des Konvents und der Gemeine hingegen für dießmal kassirt.

Criminal-Prozeß von D. Georg Obrecht; im Jahr 1672.

Aus den Akten, welche auf dem Archiv der Stadt Straßburg befindlich sind, gezogen.

Gefährlicher für die Ruhe Straßburgs, als jene **Großischen** Händel, waren die, welche **Georg Obrecht**, Doktor beeder Rechten, und ein Vater von eilf lebenden Kindern, durch seine verleumderischen **Pasquillen** anrichtete.

Obrecht hatte, wie gesagt, eine zahlreiche Familie, und war dabey eben nicht der beste Haushälter; er lebte daher in beständiger Dürftigkeit; nahm die ungerechtesten Prozesse an, und suchte sich durch allerley listige Ränke aus

seiner Verlegenheit zu reissen. Andere gerade Männer hinderten ihn aber oft an der Ausführung seiner künstlichen Plane, und diese waren alsdann dafür der Gegenstand seiner Rache.

In diesen Fall kam der damalige Ammeister **Dominikus Dietrich**, ein Mann, der die allgemeine Hochachtung der Bürgerschaft in hohem Grade besaß; und mit ihm einer von den General-Advokaten, **Doktor Ott**. Der erste war Ursache, daß ein gewisses Testament wieder umgestoßen wurde, in welchem Doktor Obrechten ein ansehnliches **Legat** verschrieben ward; der andere enthüllete in einem Prozeß, vor dem Kammergericht, die ungerechten Ränke des D. Obrechts. Er bewieß sonnenklar, daß Obrecht diesen boshaften Rechtshandel zwischen nahen Verwandten selbst angesponnen habe, und verursachte dadurch, daß dieser in eine Geldstrafe von 10 Pfund Pfenning, oder 20 Gulden, verurtheilt wurde.

Dieser Ursachen wegen sann D. Obrecht auf Mittel, sich an diesen zween Männern zu rächen, und weil er ihnen anders nicht schaden konnte, so griff er ihre Ehre durch ausgestreute verleumderische Schriften an. Sonntags den 10. September 1671 machte er den Anfang

mit vier Pasquillen, nach und nach aber verfertigte er gegen 35 solcher Schmähschriften, die er auch alle selbst, an unterschiedlichen Orten der Stadt verbreitete. Da er merkte, daß sie bey der Bürgerschaft keinen besondern Eindruck machten, gab er seinen verleumderischen Schriften den Ton der reinsten Vaterlandsliebe; er sagte den Bürgern, gleichsam im Vertrauen, und mit Gefahr seines Lebens: „wie es bey „der Obrigkeit hergehe; wie sehr sich die „Bürger, insonderheit an dem Ammeister „Dietrich betrögen; er seye der schänd„lichste Mann; lebe nicht nur in heimli„chem Ehebruch, sondern habe sich auch „schon vieler Meineide schuldig gemacht; „er veruntreue die ihm anvertrauten Gel„der, übe mancherley Tyranney an ge„wissen Personen aus, und stehe im Be„griff die Stadt Straßburg den Franzo„sen zu verrathen.„

Und damit diese Beschuldigungen noch mehr Glaubwürdigkeit erhielten, so brachte Obrecht ein Geschrey unter die Leute, daß Hr. Städtmeister Bernold selbst der Verfasser dieser Schriften seye; daß dieser Herr am nächsten Schwörtage den Eid nicht schwören wolle,

sondern

sondern auf dem Gerüste die Bürgerschaft um Hülfe gegen Herrn Dietrich anrufen werde.

Es ist bekannt, wie leicht der größere Theil einer Bürgerschaft durch dergleichen Vorspiegelungen umgestimmt und irre geführt werden kann; so gieng es auch unsern Vätern bei dieser Gelegenheit. **Dominikus Dietrich**, der bisher der Liebling des Volks gewesen war, wurde nun von Vielen als ein Verräther gebrandmarkt und mit Verachtung bedeckt.

Der Magistrat ergriff zwar alle Maßregeln, die in seiner Gewalt waren, die übeln Eindrücke, welche diese Pasquillen auf viele Gemüther machten, auszulöschen. Gleich im Anfang versammelte man alle Bürger auf den Zünften; zeigte ihnen den Ungrund dieser Schmähschriften und die Bosheit ihres Verfassers; man ermahnte sie, verdächtige Personen anzuzeigen; man sezte 500 Reichsthaler Belohnung auf die Entdeckung dieses Bösewichts; allein man konnte doch nicht auf die Spur kommen, und viele Bürger sagten: **der Pasquillant ist doch ein rechter Bürgerfreund, wenn ich ihn wüßte: ich wollt ihn nicht verrathen.** Das Mistrauen der Bürgerschaft gegen die Obrigkeit war so groß, daß man täglich einen Aufstand befürchtete.

Manche Leute verließen daher die Stadt, und andere vergruben ihre beste Haabe in den Kellern.

So standen die Sachen, als die so hoch gespannte Saite der Bosheit am 19 Januar plötzlich sprang. **Obrecht** gieng an dem Abend dieses Tages in das **Bierhauß zum Sternen**, in der **Krautenau**, wie er oft that. Hier verspätete er sich, und die Magd mußte ihm nach Hause leuchten. In der **Kalbsgassen**, vor dem Hause des Herrn Städtmeisters **Bernold**, ließ er einen Brief fallen. Die Magd, die vor ihm hergieng, und durch das Rauschen des Papiers im Sacke des Herrn Doctors bewogen wurde, umzuschauen, sahe eben den Brief auf die Erde fallen. Sie stand stille und sagte: Herr Doctor, sie haben etwas verlohren! Er aber antwortete: Gehet nur fort, es ist nicht von mir! — sie begleitete ihn bis vor seine Haußthüre, wo er ihr sechs Kreuzer für ihre Mühe gab. Am Rückweg fand die Magd den Brief an dem nemlichen Orte liegen, hob ihn auf, und gab ihn scherzend der Tochter im Hauße, der sie vorher schon mehrere Briefe von ihrem Bräutigam gebracht hatte. Die Tochter konnte den Brief, der französisch geschrieben war, nicht lesen, sie gab ihn also ihrem Vater, dieser brachte zwar auch keinen

Verstand heraus, schöpfte aber gleichwohl Verdacht, daß es vielleicht wieder eine von den Schmähschriften seyn dürfte, deren seit einiger Zeit so viele ausgestreut würden. Er nahm darauf die Magd besonders, stellte ihr vor, daß dieses ein sehr böser Brief wäre, der ihr den Kopf kosten könne, und ermahnte sie ernstlich, ihm die reine Wahrheit zu sagen. Die Magd bestand darauf, daß ihn D. Obrecht hätte fallen lassen. **Obrecht** war der Wirthin nahe verwandt, sie schickte also die Magd, wegen dieser Aussage, auf der Stelle aus dem Hause, und diese gieng zu ihrem Vater, **Jakob Schiffer**, der bei der Stadt Soldat war.

Unterdessen hatte der Wirth diesen Brief dem regierenden Ammeister Herrn **Dietrich** gebracht, aber auch den Doctor Obrecht von allem benachrichtiget. Der regierende Ammeister ließ die Magd rufen, und fand ihre Aussage sehr wahrscheinlich. Nun kam auch Doctor Obrecht, verlangte Audienz und klagte gegen die Magd des Bierwirths, daß sie ihn in einen so bösen Verdacht zu bringen suche, und begehrte, daß man sie gefänglich anhalten solle. Zu vorläufiger Untersuchung dieser Sache hatte der Ammeister auch noch die Herren Consulenten, **Doctor Frid** und

Franz herbei rufen lassen, darauf wurde die Magd in Gegenwart des Doctor Obrechts verhört.

Auf Befragen was sie von diesem Herrn wisse? antwortete sie: „Nichts als Liebes und Gutes; „er ist ein braver Herr, der mir ein gutes „Trinkgeld gegeben hat; es sollte mir leid seyn, „wenn etwas Böses auf ihn herauskommen „sollte: daß er aber den Brief in der Kalbs„gasse hat fallen lassen, und ich ihn dessen erin„nert habe, das ist wahr; ich habe es gesehen, „und darauf will ich leben und sterben„ Doctor Obrecht hingegen leugnete alles was den Brief betraf, gerade zu. Da inzwischen gleichwohl ein starker Verdacht auf ihm liegen blieb, so wurde er auf der Vogtei-Gerichts-Stube, durch vier Einspänniger, scharf verwacht, die Magd in den Thurn geführt, und der Prozeß nach aller Form Rechtens angefangen.

Anfangs läugnete er beständig und klagte sehr, daß man einer elenden Magd mehr glaube als ihm; als er aber dessen ohngeachtet den 23. Jan. in das gemeine Gefängnis gebracht wurde, ließ er den folgenden Tag die Herren Deputirten zu sich bitten, fiel vor ihnen auf die Knie, und sagte: „Er wolle seine Seele nicht

„länger aufhalten, sondern lieber alles beken-
„nen, was er böses begangen habe. Der Hei-
„lige Geist habe ihn bei Durchlesung der Apo-
„stelgeschichte, und insonderheit bei dem 9 Ka-
„pitel, so gerührt und erleuchtet, daß er nun
„seine schwere Sünden aufrichtig bereue. **Er**
„**bekenne demnach, daß er der bisherige**
„**Pasquillant seye;** daß er sie alle ganz allein
„gemacht, geschrieben und ausgestreuet habe;
„er gestehe; daß die Herren **Dietrich** und
„**Doctor Ott ganz unschuldig seien;** daß
„er sie bloß aus Rache, weil er durch sie um
„das **Kuglerische Legat** gebracht, und in der
„**Engelhartischen** Sache gestraft worden seie,
„bei der Bürgerschaft habe anzuschwärzen ge-
„sucht; er bitte diese Herren und eine ganze
„ehrliebende Bürgerschaft um Verzeihung, em-
„pfehle ihnen sein **unschuldiges Weib** und
„seine **eilf Kinder**, und erwarte nun ein gnä-
„diges Urtheil!“

Die ganze Stadt war auf den Ausgang die-
ses Proceßes äußerst begierig, und jedermann
war geneigt, den Doctor Obrecht für unschuldig
zu halten, schon redete man davon, was man
jener verleumderischen Magd für eine Strafe an-
thun würde, als eben das freimüthige Bekennt-

nis des D. Obrechts allenthalben bekannt wurde. Wie vom Schlag getroffen stand die betrogene Bürgerschaft und staunte, über diesen Vorgang. Die Unschuld siegte über die Kabale, und **Dominikus Dieterich** wurde neuerdings der Liebling des Volks. Doch kam er nicht mehr ganz aus dem Verdacht der Verrätherei, deren ihn Obrecht einmal beschuldiget hatte, ob er ihn gleich jezt völlig für unschuldig erklärte. **Tief gefaßte Vorurtheile sind nicht so leicht wieder auszulöschen, als sie in die Gemüther gepflanzt werden können!** Die Magd wurde hierauf des Arrests entlassen, ihr ein Ehrenvolles Zeugnis der Unschuld mitgegeben, und die freie Wahl gelassen, ob sie für ihre Belohnung lieber das Bürgerrecht und 100 Reichsthaler, oder hundert Dukaten ohne das Bürgerrecht nehmen wolle. Doctor Obrecht hingegen, durch sein eignes Geständnis der That überwiesen, wurde nach den damaligen Gesezen verurtheilt: daß ihm zuerst die rechte Hand, und dann der Kopf abgehauen, der Körper aber geviertheilt und an vier Landstraßen aufgehenkt werden sollte; vorher aber sollten seine verleumderischen Schriften, nach Ablesung des Urtheils an den Schranken, vor

seinen Füßen, durch den Scharfrichter verbrannt werden.

Dieses Urtheil ist ihm Mittwochs den 7 Febr. 1672 vorgelesen, aber auf seine und der Seinigen Bitten, welche Dominikus Dietrich und andere vornehme Personen unterstüzten, dahin gemildert worden, daß er, von dem Scharfrichter unberührt und ungebunden, bloß enthauptet, alsdann in einen Sarg gelegt, und ehrlich begraben werden solle.

Dieses Urtheil wurde auch den 9 Febr. wirklich an ihm vollzogen. Er bewies viel Standhaftigkeit und Gegenwart des Geistes; entkleidete sich selbst, nahm eine Schlafmüze auf, sezte sich ganz frei auf den Stuhl und erwartete den Streich, der aber sehr unglücklich ausfiel. Der Scharfrichter traf ihn in die Mitte des Kopfs; er wälzte sich auf der Erden, und erst jezt sägte ihm der Scharfrichter, der in der grösten Bestürzung war, den Kopf ab.

Dieses war das Ende eines gelehrten, und dem Staat in mancher Absicht sehr nüzlichen Mannes, der sich in seinem hohen Alter einer niederträchtigen **Rachbegierde** überließ, und dadurch sich selbst und seine zahlreiche, unschuldige Familie in Jammer und Elend stürzte.

Die Obrechtischen Verwandten und Kinder, insonderheit der älteste Sohn, welcher dreyzehn Jahre hernach der erste Königliche Prätor in Straßburg geworden ist, suchte sich auch wieder an denen zu rächen, die über seinen alten Vater ein so hartes Urtheil gesprochen hatten: und so geschahe es, daß eine rachgierige Handlung viele andere Ungerechtigkeiten nach sich zog, wovon ich bei einer andern Gelegenheit noch etwas reden werde.

Errichtung der Sternwarte, und des Zergliederungs-Saals.

Ehe ich die wichtigen Begebenheiten, die jezt bald folgen werden, erzähle, so muß ich auch noch anmerken, daß im Jahr 1673, das **Observatorium**, oder die **Stern-Warte**, aber freilich an einem sehr unschicklichen Orte, in dem **Thurn** über dem **Spitalthor** errichtet worden ist, wo wegen der steten Bewegung der Instrumente, welche durch das immerwährende Reiten und Fahren verursacht wird, keine anhaltende und genaue Beobachtungen angestellt werden können.

Ohngefehr um die nemliche Zeit ist auch in der alten Spitalkapelle das Anatomische Theater, oder der **Zergliederungs-Saal**

eröffnet worden, in welchem — der leidenden Menschheit zu großem Seegen — junge Aerzte und Wundärzte gebildet werden, welche ohne diesen anatomischen Unterricht niemalen keine richtige Kenntnis von der innerlichen Einrichtung des menschlichen Körpers, von allen den Uebeln denen er unterworffen ist, noch von den sichersten Heil und Hülfsmitteln oder Kunstgriffen bekommen könnten. *)

---

*) Es ist sehr kindisch, wenn sich manche Menschen im Leben vor dem Messer des Anatomikers nach dem Tode fürchten, wo sie doch nichts mehr davon empfinden: und wenn eben diese schwachen Leute an den Steinschmerzen, Brand eines Gliedes oder bösartigen Geschwüren schröckliche Schmerzen erdulden müßen, o dann halten sie dem scharfen Instrument des Wundarztes geduldig stille, und preisen seine Kunst, durch welche sie von ihrer Quaal befreiet worden sind! Wo soll aber der geschickte Wundarzt seine Kunst erlernen? soll er zuvor viele Elende durch gefährliche Versuche noch elender machen? oder soll er sie nicht vielmehr an entseelten Leichnamen, an denen nichts mehr zu verderben ist, die nichts davon empfinden, und durch die Verwesung doch völlig aufgelößt werden müßen, erproben? Und wer wollte

Kriegs Unruhen im Elsaß von 1672 bis 1679.

Es wird doch schwerlich ein Land in Europa seyn, welches die Geisel des Kriegs so oft und so hart empfunden hat, als unser liebes Elsaß, ehe dasselbe mit Frankreich verbunden wurde. Zwischen zwei großen Reichen mitten inne, die einander seit mehrern Jahrhunderten als Erbfeinde betrachteten, und fast immer in alle Europäischen Kriege verwikelt waren, wurde unser liebes Vaterland in alle ihre blutigen Fehden mit eingeflochten; und seine natürliche Güte, sein innrer Reichthum, reizte Freunde und Feinde den Schauplaz des Kriegs oder wenigstens ihre Quartiere in demselben aufzuschlagen. Aus eben diesen Ursachen wurde unser liebes Vaterland auch in den Holländischen Krieg verstrikt, der sechs volle Jahre schröklich wüthete.

---

denn nicht gerne mit seinem todten Körper der Nachwelt noch nützen wollen? Ich an meinem Theil stehe keinen Augenblik an, den Herren Anatomikern meine Hülle testamentlich zu vermachen, wenn es Gott gefallen sollte, mich, wie einst meinen Vater, an einem außerordentlichen Zufall sterben zu lassen!

Ludwig der XIV, dessen Eroberungssucht und Ländergeiß ganz unersättlich war, hatte nichts geringers im Sinn, als die sieben vereinigten Provinzen der Holländer ganz zu verschlingen. Er hatte zu dem Ende mit Großbritanien ein Schuz- Truz- und Theilungs-Bündnis geschlossen, auch den König von Schweden, den Kurfürsten von Kölln und einige andere Reichsfürsten in sein Interesse gezogen. Darauf drang er mit einer Armee von 112,000 Mann in das Herz von Holland, und eroberte, in weniger als zwei Monaten, eine Menge Vestungen; 20,000 Köllnische und Münstrische Truppen griffen auf einer andern Seite an, und die vereinigte französisch-englische Flotte machte einen Anfall auf die Seeländischen Inseln.

In dieser traurigen Lage sahe sich die geängstete Republik nach Hülfe um; und es gelang ihr endlich, daß der Kaiser Leopold I, der König von Spanien und der Kurfürst von Brandenburg sich ihrer mit grossem Nachdruk annahmen; aber eben dieses Bündnis mit dem Kaiser zog nun auch den Krieg in unsere Gegenden, und brachte unsere Väter in große Noth und Gefahr.

Die erste Feindseligkeit übten die Franzosen an unsrer Rheinbrücke aus, welche kaum wie-

der neu hergestellt worden war, nachdeme der Eisgang im Jahr 1670 achtzehn Joche fortgerissen hatte. Mittwochs, den 4 Nov. 1672 kamen 450 Mann Franzosen in der Nacht von Breisach den Rhein herabgefahren; sie hielten mitten unter der Rheinbrüke, und befestigten einige Brandschiffe, welche mit dürrem Holz, Stroh und Wellen, Pech und Harz angefüllt waren, und zündeten also die Brücke an, wodurch acht Joche abbrannten. Die Soldaten fuhren den Rhein hinunter bis in die Wanzenau, hier stiegen sie an das Land mit lautem Trommelschlag; zechten ruhig, rühmten sich ihrer Heldenthat und giengen zu Fuß auf Breisach zurücke. In der Stadt aber kam alles in Allarm, und die Bürgerschaft mußte die Nacht hindurch bis um 9 Uhr morgens, unter dem Gewehr stehen bleiben.

Am Abend des nemlichen Tages wurde noch einmal Lärm geschlagen, weil man in der Rheinschanze einige Schüsse gehört hatte. Die Bürger traten abermal unter das Gewehr, doch als man vermerkte, daß es nur übertriebene Vorsichtigkeit gewesen seie, gieng jeder nach Hause und die folgende Nacht gieng ruhig vorbei.

Da indessen die Stadt den Franzosen gar keine

Gelegenheit zu dieser Feindseligkeit gegeben hatte, Straßburg aber durch den nun abgeschnittenen Paß nicht nur an ihrer Handlung und den öffentlichen Einkünften Schaden leiden mußte, sondern auch großer Gefahr ausgesezt war, weil es sich nun von dem Reich und aller daher erwarteten Hülfe völlig getrennet sahe: so schickte der Magistrat den andern Tag einen Trompeter mit einem Schreiben nach Breisach, um zu erfahren, auf wessen Befehl und aus was für Gründen dieses geschehen sei. Der Trompeter wurde spöttisch behandelt, brachte aber die schriftliche Erklärung mit, daß die Brüke auf Königlichen Befehl verbrannt worden seye. Bald hernach kam auch ein Schreiben vom König selbst, an den Magistrat, in welchem er sagte: „Er wäre mit dem Betragen der Stadt bisher sehr wohl zufrieden, habe gar nichts Böses gegen sie im Sinne; vielmehr versichere er sie seiner Königlichen Huld und Gnade: was geschehen sei, möge die Stadt nur denen zuschreiben, die ihn genöthiget hätten, zur Sicherheit seiner Länder, dißseits des Rheins, so wie auch der Stadt Straßburg selbsten, dieses zu veranstalten; es seye schlimm genug, daß die, welche für des Reichs Wohlfahrt sorgen sollten, dasselbe selbst in un-

nöthige Kriege verwickelten! Er habe den Paß bloß deßwegen abgeschnitten, damit die Kaiserlichen und Brandenburgischen Völker nicht so leicht herüber kommen, und seine und der Stadt Straßburg Länder verheeren könnten; übrigens wolle er, nach vollendetem Krieg das seinige gern beitragen, um die Brücke wieder herzustellen." Dieser Brief wurde sogleich abschriftlich an den Kaiser, an die Kurfürsten und nach Regensburg geschickt; von allen Seiten erhielt man Warnungs-Schreiben und gute Worte, aber keine Hülfe.

Darauf wurde in einer Versammlung der 300 Schöffen beschlossen: daß man die Garnison bis auf 1500 Mann vermehren, und sich überhaupt in eine gute Verfassung setzen sollte; weil aber die Gemeine Kasse diese Kosten unmöglich tragen könne, so wurde auf jeden Bürger, über die vorigen Auflagen, auch noch ein gewisses **Soldatengeld** gelegt, welches alle Monat bezahlt werden sollte. Darauf wurde eilend eine fliegende Brücke aufgeschlagen, und der Bau der großen Brücke wieder angefangen. Auf die Rheinbrücke baute man zwey starke Blockhäuser, und pflanzte in jedes derselben 4 Kanonen gegen den Rhein, legte auch eine starke Besatzung darein, den Paß zu bewahren.

Das Dorf Kehl, das damals auf dem Plaz der heutigen Vestung stand, und den Straßburgern gehörte, wurde nun rings herum mit Graben und Palisaden umgeben, und gegen die Kinzinger Brücke zu auch noch mit zwey starken Schanzen verwahret.

1673.

Die Stadt hatte auch bey den Städten Zürch und Bern Hülfe gesucht, und 400 Mann Schweitzer in ihren Sold genommen, welche den 21 April ihren Einzug hielten, und auf dem Barfüßer - heut zu Tag Parade-Plaz, der Stadt den Eid der Treue schwuren: aber ihre Unterhaltung fiel der Bürgerschaft sehr schwer; das monatliche Soldaten-Geld, welches den 6 Februar das erste mal eingefordert wurde, war fast nicht aufzubringen, und über dieses mußte auch noch ein halbes Stallgeld, für die Frohn an den Wällen, erhoben werden.

Unterdessen wurde die Rheinbrücke wieder hergestellt, und man hatte bereits angefangen sich derselben zu bedienen, als der König von Frankreich alle unsere Schiffe, die von Frankfurt kamen, in Philipsburg anhalten und in Arrest nehmen ließ. Er verlangte durchaus die

Zerstörung der Brücke während dem Kriege; mit dem wiederholten Versprechen, nach erfolgtem Frieden dieselbe auf seine Kosten wieder herzustellen. Der Magistrat war äußerst verlegen, und wußte sich in dieser bedenklichen Lage der Sachen fast nicht mehr zu helfen. Die Franzosen hatten Straßburg ganz umzingelt; zu schwach ihnen zu widerstehen, durfte man sie auch nicht zum Zorn reitzen: die Brücke abbrechen, hieß eben so viel, als sich selbst alle Hülfe abschneiden; über dieß war auch die Bürgerschaft äußerst aufgebracht, und voll Mistrauen und Vorurtheilen gegen die Obrigkeit.

Der Magistrat ließ daher den 17 April die **Schöffen** abermal zusammen berufen. Die mehresten Stimmen fielen, nach einer langen Berathschlagung, endlich dahinaus: „Man müße sich in die Zeit schicken, und die Brücke, so weit sie von den Franzosen verbrannt worden seye, wieder abdecken; die Reisenden aber, und die Güter, müße man ferner wie bisher, auf der **fliegenden Brücke** hinüber und herüber führen lassen; weil sonst die Franzosen die ganze Brücke verheeren, und den Rhein für unsere Handlung oben zu Breisach und unten bei Philippsburg sperren, auch unsere Schiffe anders

nicht

nicht wieder loslassen würden." Diesem Schluß gemäß, wurde Freitags, den 25 April, mit Abdeckung der Brücke würklich der Anfang gemacht.

So bald dieses Unternehmen in der Stadt bekannt wurde, entstand ein allgemeines Misvergnügen und große Unruhe unter der Bürgerschaft; alles klagte über Untreue und Verrätherei. Ein großer Haufe Volks, unter welchem viele bewaffnete Leute waren, drang in das Hauß des regierenden Ammeisters, **Daniel Wenker**, und begehrten mit ungestümmem Geschrei: daß man die Rheinbrücke, die wider der Bürgerschaft Willen abgedeckt worden seye, augenblicklich wieder herstellen solle, oder sie wollten selbst hinaus ziehen, und Hand anlegen. Der Ammeister suchte sie durch gute Worte zu besänftigen, und versprach ihr Begehren morgen dem Rath vorzulegen; damit waren aber die Aufrührer nicht zufrieden. Der ganze Schwarm zog sich auf den Baarfüßerplatz, hier versammelten sich bei 500 Mann, alle bewaffnet, und zogen unter großem Geschrei und harten Drohungen zum Mezgerthore hinaus, der Rheinbrücke zu. Nun schloß man die Thore, und Herr Städtmeister **Bernold** und

Carl Egen, alter Ammeister giengen zu ihnen hinaus, und suchten sie durch vernünftige Vorstellungen von ihrem Vornehmen abzuwenden. Zuerst bekamen sie trotzige Antworten, man sagte ihnen ins Gesicht: " Man wisse es wohl, daß Stadt und Bürgerschaft bereits an die Franzosen verkauft sey; das Regiment sey voller Verräther, die das Geld schon unter sich getheilt hätten; man kenne aber diese Herren wohl, und werde sie schon zu finden wissen." Endlich nach vielem Bitten und Ermahnen, daß doch die Menge aus einander gehen möchte, man wollte ihnen alle Genugthuung verschaffen, zerstreuete sich der Haufe, und die Thore wurden wieder geöffnet.

Den darauf folgenden Sonntag wurden in allen Kirchen sehr scharfe Predigten gehalten. Salzmann, Pfarrer im Münster, sagte: die Bürger hätten sich durch die gestrige Rebellion einen ewigen Schandflecken angehängt, den auch der Rhein nicht abwäschen könnte: allein die gutmüthigen — aber durch Vorurtheile irregeführten — und durch mancherlei Druck aufgebrachten Bürger glaubten diesen Predigten nicht; sie sahen ihre Pfarrer für Leute an, die es immer mit den Herren des Regiments hiel-

ten, wenn diese auch noch so unrecht handelten. Die stillen ruhigen Bürger seufzeten über das allgemeine Elend; aber die hitzigen und störrigen versammelten sich am nemlichen Abend vor den Häusern derjenigen Herren, die im Verdacht waren, daß sie es mit den Franzosen hielten; und schon waren sie im Begriff ihre Häuser zu stürmen und niederzureissen, als die bewaffnete Macht ihrer Wuth Grenzen sezte.

Donnerstags, den 1. Mai forderte man die Bürger auf ihren Zünften zusammen, um die Anführer und Stifter jenes Auflaufs zu entdecken: allein diese waren so ohne Furcht, daß einige von ihnen selbst, und zwar bewaffnet, zu dem regierenden Ammeister giengen; ihre Gründe darlegten und sich erklärten: „sie wären keine Ruhestörer, wie man sie in den Obrigkeitlichen Mandaten titulirt hätte, sondern freie Bürger, die als solche ihre Schuldigkeit gethan hätten, und noch ferner thun wollten"! Der Magistrat sahe wohl, daß sich bei einer solchen Stimmung der Gemüther keine scharfe Untersuchungen anstellen ließen, er ließ es also dießmal bei allgemeinen Ermahnungen und Warnungen bewenden, und deckte alles Geschehene mit dem Mantel der Liebe zu.

Die Bürger Straßburgs zeigten bei diesem Vorfall, viel Entschlossenheit, viel Patriotismus und Freyheitsliebe; ihr Mistrauen war auch nicht ganz ohne Grund; es waren wirklich einige Männer im Regiment, die mit der französischen Regierung in Breisach im Briefwechsel standen: aber die guten Bürger giengen in allem zu weit; ihr Argwohn traf auch die redlichsten Männer, wie es gewöhnlich, und auch in unsern Tagen zu geschehn pflegt; und in der Sache, wegen Abdeckung der Rheinbrücke, hatten sie dann völlig Unrecht; denn wenn der Schwache dem ungleich Stärkern nicht widerstehen kann, so ist Nachgeben sein einziges Rettungsmittel.

Den 12. Juli erhielt man Nachricht, daß Ludwig XIV, nach der Eroberung von Mastrich, mit 6000 Mann in Metz angekommen sey. Man fertigte sogleich eine Gesandschaft an ihn ab, die sehr wohl aufgenommen und unter den feurigsten Freundschafts-Versicherungen entlassen wurde. Marquis de Louvois, der Liebling Ludwigs, war besonders gütig gegen unsere Gesandten, und sagte: daß er sie nächstens in Straßburg besuchen, und ihre Stadt, vorzüglich aber ihre vortreflichen Be-

stungswerker besichtigen wolle, worüber die Gesandten aber herzlich erschracken.

Auch der Magistrat war wegen diesem Besuch sehr verlegen, und zog so gar die Schöffen-Versammlung darüber zu Rathe; man fand aber nicht, wie man das Begehren des Marquis füglich abwenden könnte; und ehe man sichs versahe, stand er schon vor unsern Thoren. Man empfieng ihn unter dem Donner der Kanonen, zeigte ihm aber nur so viel, als man ihm ohne Schaden zeigen konnte.

Wenige Tage nach diesem Besuch klärte es sich schon auf, was die Besichtigung unserer Vestungswerker durch den Marquis eigentlich für eine Absicht gehabt habe. Der König kam nemlich den 15 August selbst nach Breisach. Den andern Tag postirten sich 400 französische Reiter ganz nahe an Colmar. Der dasige Magistrat schöpfte Verdacht; ließ die Kanonen auf die Wälle führen, und machte Anstalten zu einer tapfern Nothwehre. Der Kommandant ließ aber dem Magistrat sagen: daß sein König das Betragen der Colmarer sehr übel nehmen, und ohne Zweifel rächen würde; er rathe ihnen, daß sie das grobe Geschüz alsbald von den Wällen herab führen sollten. Der Magi-

strat erwiederte zwar: daß sie die Kanonen bloß darum auf die Wälle gepflanzt hätten, um den König zu bewillkommen; allein jener bestund darauf, daß sie sie wieder herab führen und in das Zeughauß bringen sollten, indem sein König daran mehr Wohlgefallen haben würde. Der Magistrat gehorchte endlich, wie wohl sehr ungerne. Und den andern Morgen näherten sich bei 5000 Mann den Thoren der Stadt. Der Magistrat schickte Abgeordnete zu dem Marquis de Louvois, der selbst dabei war, allein während der Unterredung drangen die französischen Völker durch ein anderes Thor in die Stadt.

Nun wurden alle Bürger entwaffnet, die Posten an den Thoren und auf den Wällen mit Franzosen besezt; alles Geschüz, Kriegs-Munizion und Mundvorrath der Stadt inventirt, und nach Breisach gebracht. Die Bürger aber mußten ihre Räuber beherbergen; sechs bis zehn Mann über Tisch in allem frei halten, und sich glücklich schätzen, daß sie nur einer allgemeinen Plünderung entgiengen. Neunzig Kanonen, eine Menge kleiner Gewehre; viele tausend Fürtel Früchte und sehr viel Wein führte man aus der Stadt. Nachdeme dieses

geschehn, fiengen die Franzosen an, die Thore und Thürne zu sprengen, die Wälle nieder zu reissen und die Gräben auszufüllen; kaum zwei Wochen waren vorbei, so war das blühende **Colmar** ein offner wehrloser Ort — war in ein Dorf verwandelt! Gerade so gieng es auch den Städten **Schlettstadt**, **Kaisersberg**, **Oberehnheim**, **Hagenau**, **Weissenburg**, **Landau**, überhaupt allen **zehn Reichsstädten** im Elsaß. Straßburg würde ein ähnliches Schicksal erfahren haben, wenn es weniger vest und nicht so mächtig und wachsam gewesen wäre.

Die allgemeine Noth des ganzen Landes und das traurige Beyspiel der zehn Reichsstädte öffnete nun den Bürgern Straßburgs die Augen, und vermehrte ihren Eifer zur Vertheidigung ihrer Freiheit. Es war nun nicht mehr zweydeutig, was auch ihnen bevorstünde, wenn sie durch List oder Gewalt den Franzosen in die Hände fielen; Obrigkeit und Bürgerschaft strengten daher alle Kräfte an, die Stadt in die bestmöglichste Verfassung zu setzen. Das **Bollwerk** neben dem Weissenthurnthor, **Lug ins Land** genannt, war sehr beschädiget, und die Stadt auf dieser Seite fast offen. Einige

Kaufleute bemerkten dieses, giengen zu dem regierenden Ammeister und bathen um Erlaubnis, mit ihren Leuten und andern Bürgern, welche sich etwa freiwillig einfinden würden, an diesem Bollwerk arbeiten zu dörfen, damit es noch vor Winter in wehrhaften Stand gesezt würde. Ein so edles Begehren wurde nun sehr gerne bewilliget, und den 24. Aug. wirklich der Anfang mit dieser Arbeit gemacht. Die Bürger drängten sich in so großer Anzahl zu dieser Arbeit, daß man sich gleich anfangs genöthiget sahe, eine gewisse Ordnung einzuführen, und man fand für gut, jeden Tag eine ganze Zunft zur Arbeit aufzufordern. Es war eine Freude zu sehen, wie willig und freudig die Bürger arbeiteten, und man staunte über den glücklichen Fortgang des Werks. Wie es aber gemeiniglich zu geschehen pflegt; daß bei großen Gesellschaften auch große Unordnungen entstehen, so gieng es auch bei dieser freiwilligen Frohn. Weiber, Töchter und Kinder fanden sich zu Tausenden bei den Arbeitenden ein; da waren Marquedenter, Musikanten; man zechte, tanzte, schrie und lärmte, daß es mehr einem Jahrmarkte als einem Arbeitsplatze gleich sahe; und dieses geschahe in einer so trübseligen und gefahrvollen Zeit.

Den 23. Sept. näherten sich die französischen Völker der Stadt und plünderten die Dörfer bis auf Eckboltsheim. Auf dem Lande war ein großer Jammer allenthalben; die armen Landleute flohen, wo sie konnten, und flüchteten ihre Haabe und Güter in das veste Straßburg; unsre Stadt war daher mit Menschen, Vieh, Früchten und Wein so voll gestopft, daß man nicht alles unter Dach bringen konnte. Und da die Gefahr mit jedem Tage größer wurde, ergieng den 30 Sept. der Befehl von dem Magistrat, daß alle Gärten, Häuser, Bäume und Reben, auf 60 Rheinländische Ruthen von den Vestungswerkern der Stadt, weggeschaft werden sollten, damit man eine freye Aussicht haben möchte; auch wurden alle Wachen verdoppelt, und dieses dauerte den ganzen Winter über, weil ein großer Theil der Armee, unter dem Marschall von Turenne, in unserm Elsaß die Winterquartiere bezog.

1674.

Man hatte gehoft, daß die Friedens-Unterhandlungen zu Cölln, welche schon in vorigem Jahr angefangen worden, den Winter über einen guten Fortgang haben würden: allein

diese Hoffnung schlug gänzlich fehl; beede Theile rüsteten sich aufs neue zum Krieg, und man sahe zum Voraus, daß er mit noch viel größerer Wuth als bisher geführt werden dürfte.

Dem zufolge wurde bei **Räth und Ein- und zwanzig** beschlossen, und den 10. Febr. dem **Schöffen-Kollegio** vorgelesen: 1.) daß man zu Vertheidigung unsrer weitläufigen Vestungswerker die Garnison noch um tausend Mann vermehren wolle. 2) Weil aber dazu viele Zeit erfordert werde, bis so viele Leute angeworben würden, so sollten die Straßburgischen Unterthanen in den Flecken und Dörfern herein gezogen, und zur Hülfe am Dienst auf den Wachten angehalten werden. 3.) Weil die Unterhaltung einer so starken Garnison große Summen Geldes erfordere, die gemeine Kasse aber solche fürchterliche Kosten nicht tragen könne, so sollen alle angeseßene Bürger und Unterthanen, über das schon bewilligte monatliche **Soldaten-Geld**, und **ohne** das halbe **Stallgeld** für die Frohn, auch noch den **zweihundertsten Pfennig** *) von ihrem ganzen Vermögen bezahlen; und dieses sollte innerhalb drei Wochen erlegt

---

*) Das ist fünf Gulden von tausend.

werden. Wer das Geld nicht auftreiben könnte, sollte so viel Silber in die Münze geben; und wer auch dieses nicht hätte, sollte den Werth an Haußrath auf die Becker-Zunftstube zum Verkauf liefern. Von dieser Abgabe sollte niemand befreyet seyn; selbst die Geistlichen, auch die Stifter und Klöster (die sonst alle nichts bezahlten) sollten das Ihrige beytragen. 4.) Endlich sollten die Bürger den Sommer über wieder an dem Festungsbau arbeiten helfen, jeden Tag zwey Zünfte.

Das waren nun freilich sehr schwere Lasten, welche neuerdings auf die Schultern der Bürger gelegt werden sollten: aber die gutmüthigen Straßburger sahen die Nothwendigkeit einer solchen äußersten Anstrengung gar wohl ein, und erklärten sich zu allem willig und bereit. Ob gleich Handlung und Gewerb indessen fast ganz darnieder lagen, und großer Mangel an Früchten und Wein, mit einem Wort eine höchst beschwerliche Zeit war!

Turenne, zog den 7ten Merz mit seiner Armee das Land hinunter in die Pfalz, wo die Franzosen mit Mord Raub und Brand so schröcklich wüteten, daß die gekränkte Menschheit noch jezt darüber seufzet. Gerne schweige ich von den Kannibalischen Greueln, welche

in jenen Zeiten den Namen —— Franzosen der ganzen gesitteten Welt verhaßt und abscheulich machten. Damals waren eben die Franzosen selbst noch niederträchtige Sklaven des grausamsten unter allen Königen; ists Wunder, wenn der nemliche Geist auch in den Armeen herrschte? Von nun an werden die Neufranken, wie ich hoffe, die menschlichsten Kriege führen; nur den bewaffneten Feind, der sich ihnen entgegen stellt, werden sie ihre Rache empfinden lassen: aber dem stillen, arbeitsamen Landmanne brüderlich die Hände reichen, und sein Eigenthum und seine Freiheit beschützen und vertheidigen helfen. So nur werden sie die Freude und Stütze der Völker werden, und der Gott der Liebe und des Friedens wird ihre gerechten Waffen, wenn sie dieselben bloß zum Schuz des Vaterlandes, aber nie zur Unterjochung ihrer Nachbarn brauchen, mit Sieg und Seegen krönen!

Der Kaiser verlanget freien Paß über die Rheinbrücke. 1674.

Im Monat Mai kam ein Kaiserlicher Gesandter nach Straßburg und begehrte freien Paß über unsere Rheinbrücke, und daß die Stadt

die Kehler=Schanze mit Kaiserlichen Völkern möchte besetzen lassen. Allein der Magistrat zeigte dem Gesandten die Gefahr, welche für Straßburg nothwendig daraus entstehen müßte, wenn diese Stadt, die ihr von beiden Krieg= führenden Mächten bewilligte Neutralität aufgeben sollte. Der Kaiser bekam also eine abschlägige Antwort und der Gesandte reißte ab. Weil aber ein großer Theil der Kaiserlichen und Lothringischen Völker bald hernach gleichwohl herüber kam, so mußte unsere Vaterstadt ihre standhafte Weigerung theuer büßen; die Lothringer verheerten nemlich einen großen Theil der Straßburgischen Güter auf dem Lande. Zum Glücke blieben diese Völker auch nicht lange in unsern Gegenden, sondern zogen wieder zurücke und marschierten in die Pfalz, wo es bald darauf blutige Auftritte gab.

Als nun beide Armeen weggezogen waren, verließen auch unsere Landleute wieder die Stadt, um die Erndte, die sehr reich war, nach Hause zu bringen. Kaum war dieses geschehen, so rückte die ganze Französische Armee über Landau und Weissenburg herauf, und man erhielt sichere Nachricht, daß der Marschall von Turenne gesagt habe, daß er durchaus den Paß über un-

sere Rheinbrücke haben wolle, und wenn es ihn seine halbe Armee kosten sollte. Dieser Ursache wegen versammelte man den 12 Sept. noch am Abend spät, das ganze Schöffenkollegium, und dieses beschloß, wenn die Franzosen uns angreiffen sollten, eine muthige und kraftvolle Gegenwehr zu thun. Gleich den andern Morgen führte man noch 25 ganz neue Kanonen auf die Wälle, deren jede vier und zwanzig Pfund schoß; man verdoppelte alle Wachten, machte noch andere Vorkehrungen, und so erwartete man den Feind.

Dieser kam auch in der Nacht vom 13 auf den 14. September, wirklich aus der Wanzenau in die Ruprechtsau herüber. Die aus dem leztern Dorf häuffig in die Stadt fliehenden Landleute vrrriethen seine Ankunft. Nun wurde in allen Kirchen die Sturmglocke angezogen, die Thore geschlossen, und die Bürger versammelten sich bewaffnet auf ihren Lärm-Plätzen; hier standen sie den ganzen Tag, und die folgende Nacht in dem elendesten Regenwetter. Dienstags den 15. September kam der Marschall von Turenne mit der Hauptarmee, und lagerte sich in der Ruprechtsau am Wasser, Schiltigheim gegen über, so daß man von

dem Fischerthor sein ganzes Lager überschauen konnte. Die Bürger waren kaum nach Hause gegangen, als sie auf diese Nachricht wieder unter das Gewehr treten, und noch eine Nacht aushalten mußten. Mittwochs den 16 Sept. kam Nachricht, daß die Franzosen die Zoll-Schanze, an der heutigen kleinen Rheinbrücke stürmen wollten; man sahe auch wirklich, daß sie zwischen der Aubrücke und der Zollschanze sehr beschäftiget waren Faschinen zu machen, um den Graben damit ausfüllen zu können. Die Besatzung der Zollschanze war aber durch einige hundert Kaiserliche Soldaten, die in voriger Nacht über den Rhein gesetzt hatten, bis auf 700 Mann verstärkt worden; gleichwohl wollte man die Franzosen nicht bis zum Sturme kommen lassen; man schoß also von der nächsten Bastion eine Kanone unter sie ab, die 14 Mann zur Erde streckte, worauf sich die andern sogleich in ihr Lager zurücke zogen. Auch wurde diesen Morgen der französische Resident, Frischmann, plötzlich aus der Stadt verwiesen.

Um den Mittag erhielt der Ammeister Dietrich einen Brief von dem Marschall von Turenne, in welchem er in sehr gemäßigten Aus-

drücken den Besitz der Zollschanze verlangte, und unter dieser Bedingung allen Schaden zu ersetzen versprach. Ueber diesen Gegenstand waren nun die Meinungen der Bürger sehr getheilt: viele glaubten, es wäre besser, man überließe die Zollschanze den Franzosen, die doch nicht eher ruhen würden, bis sie sie mit Gewalt an sich gerissen hätten, welches hernach auch den Untergang der ganzen Stadt nach sich ziehen könnte; man sollte sich doch keiner allzugroßen Gefahr aussetzen! Andere hingegen, und zwar eben der hellerdenkende Theil, hielten dafür: daß wenn die Franzosen einmal den **Rheinpaß** im Besitz hätten, so würden sie ihn dergestalt bevestigen, daß keine Gewalt sie wieder vertreiben könnte, und dann wäre die Stadt so gut als verloren! Diese riethen daher zu einer muthigen Gegenwehr. Ja einige hundert Bürger zogen freiwillig, noch an dem nemlichen Abend, in die **Kehler Schanze**, um in dieser drohenden Gefahr den Muth ihrer verzagten Mitbürger zu beleben.

Allein in der darauf folgenden Nacht geschahe, was kein Mensch vermuthet hätte, und was auch keiner begreiffen konnte; **Turenne** mit seiner ganzen Armee zog ganz stille davon, und

lagerte sich den 17ten dieses Monats in der Wantzenau. Unbeschreiblich war die Freude der Straßburger; Schaaren von Menschen strömten wonnetrunken zum Fischerthore hinaus, in das französische Lager, um sich durch den Augenschein von einer Begebenheit zu überzeugen, welche sie fast nicht glauben konnten.

Nun schickte man viele Zimmerleute an die Rheinbrücke, welche dieselbe in möglichster Eile ausbeßern und wieder völlig herstellen sollten; und den 19. 20 und 21sten zog die Kaiserliche und Reichs-Armee, 35,000 Mann stark herüber an das disseitige Ufer, auf die Metzgerau, nach Illkirch und Grafenstaden. In diesen Tagen wimmelte alles von Menschen in unsrer Stadt; alle Müller und alle Becker mußten für diese Armee Tag und Nacht arbeiten; Brod für den Bürger war um doppelte Bezahlung keines zu bekommen. Den 22sten wurde Molsheim, Mutzig und Dachstein von den Kaiserlichen besetzt, wo sie 3000 Fürtel Waitzen fanden, welcher den Franzosen gehörte. An dem nemlichen Tag wurde auch der Gastwirth im Rebstöckel von den Soldaten erschossen, weil er französisch gesinnet war.

Mittwochs den 23 September kam Turenne mit der ganzen Armee die 24,000 Mann stark war, aus der Wantzenau, dem Feind ein Treffen anzubieten. Er stellte sich zwischen Ensheim und Holzheim sehr vortheilhaft in Schlachtordnung; sobald die Allierte Armee solches erfuhr, that sie in der darauf folgenden Nacht ein gleiches. Es war kalt und regnete unaufhörlich; der Boden war so weich, daß die Soldaten im Morast stecken blieben, und das schwere Geschütz brachte man fast gar nicht von der Stelle. Die Allierten standen in guter Ordnung. Auf dem rechten Flügel waren die Kaiserlichen, Münsterischen und Baireuthischen Regimenter, unter dem Kommando des Herzogs von Bournonville, und der beeden Marggrafen von Baden und Baireuth; — der Herzog von Lothringen hingegen und der von Holstein führten auf dem linken Flügel die Lothringischen, Lüneburgischen und Limburgischen Völker an.

Donnerstags den 24. Sept. Morgens um 7 Uhr fieng das kanoniren an, und dauerte zwo Stunden. Darauf griffen die Lüneburgischen Völker den rechten Flügel des Marschalls von Turenne mit solcher Heftigkeit an, daß sie ihn

zum weichen brachten, und nun gieng das Würgen und Niedermetzeln auf beiden Seiten erst recht an. Beide Armeen fochten mit Wuth, und die Schlacht dauerte bis Abends um 7 Uhr; mit gleichem Vortheil. Die Allierten hatten 1,200 Todte und 800 Verwundete, welche letztere alle nach Straßburg gebracht, und in dem **Spital**, im Kloster **St. Niklaus in Undis** und auf der **Gartner Stube** in der **Krautenau** verpflegt wurden. Es war ein trauriger Anblick für Straßburgs gutmüthige Bürger, zweihundert Wagen voll verwundeter und zerstümmelter Menschen, zu ihren Thoren herein führen zu sehen! Laut den schriftlichen Nachrichten die ich vor mir habe, soll der französische Verlust aus mehr dann 3000 Todten und 2000 Verwundeten bestanden seyn. Es war ein schreckliches Blutbad, das noch über dieses keinem Theil einigen Vortheil brachte, denn nach vollbrachtem Würgen bezogen beede Armeen ihr voriges Lager.

Da das Schlachtfeld nur zwo Stunden von Straßburg entfernt war, so hörte man nicht nur in der Stadt jeden Kanonen-Schuß, sondern man konnte auch von der Höhe des Münsterthurns das blutige Specktakel mit Augen sehen. Den

ganzen Tag blieben alle Thore verschlossen, und die Garnison samt der Bürgerschaft standen auf dem Wall, und auf ihren Lärmenplätzen, unter dem Gewehre. Den folgenden Tag sahe man auf dem Münsterthurn viele Feuersbrünste im Lande. Den 26sten dieses, kam ein Schreiben von dem Marschall von **Turenne**, in welchem er seine Verwunderung äußerte, daß ihm die Straßburger so feindlich begegneten, da er doch bisher ihr Gebiet mit so viel Schonung behandelt hätte; er hofte sie werden sich eines bessern besinnen, damit er fernerhin ihr Freund bleiben könne. Sonntags den 27sten September wurde **Kittelsheim** von den Franzosen verbrannt, und **Marlenheim** eingenommen, allwo **Turenne** sein Haupt-Quartier aufschlug.

Freitags den 3. Octob. kamen die Franzosen einzeln und ganz freundschaftlich nach **Waßlenheim** in das Schloß; welches, wie bekannt, damals sehr vest war, und einen Offizier und 60 Gemeine zur Besazung hatte. Der Amtmann begieng die Unvorsichtigkeit sie alle einzulassen; endlich da die Eingelaßnen stark genug waren, und ein noch grösseres Korps mit Kanonen zu ihrer Hülfe herbei kommen sahn, bemächtigten

sie sich der Besazung, eroberten das Schloß, und mit demselben einige Kanonen, einen ansehnlichen Kriegsvorrath und 14,000 Fürtel Früchte. Dieser Verlust gieng der Stadt Straßburg tief zu Herzen. Sie hatte diese Veste nun 224 Jahr beseßen, und in vielen sehr schweren Kriegen vertheidigt; auch jezt hätte sie die ganze Turennesche Armee einige Tage aufhalten können, bis die Kaiserlichen, die ganz in der Nähe lagen, zu Hülfe gekommen wären: aber die Unvorsichtigkeit eines einigen Mannes brachte sie auf einige Zeit um den Besiz dieses ansehnlichen und einträglichen Amts.

Sonnabend, den 4. Oct. und die folgenden Tage zog die **Brandenburgische Armee**, 22,000 Mann stark, und noch einige tausend **Pfälzer**, über unsere Rheinbrüke, zu den Kaiserlichen, wodurch die Armee der Allierten auf 64,000 Mann anwuchs. Diese hielt den Marschall von **Turenne bey Waßlenheim** wie gefangen, und es wäre ein leichtes gewesen, die französische Armee, die kaum noch 20,000 Mann enthielt, ganz aufzureiben oder gefangen zu nehmen. Allein es gab Verräther unter den Kaiserlichen Generälen. Der Herzog von **Bournonville** selbst, der das Oberkommando hatte,

und schon in jener Hauptschlacht den 24. Sept. seine Schuldigkeit nicht that, wollte sich auch jetzt in kein Treffen einlassen, bis **Turenne** Luft bekommen hatte, mit seiner Armee zu entwichsen, wiewohl er sein ganzes Lager zurücke lassen mußte. In **Waßlenheim** ließ er 200 Mann Besazung, aber aller Raub war schon vorher nach Zabern abgeführt worden.

Waßlenheim wurde hierauf einige Tage von den **Brandenburgischen** Völkern hart beschossen, und endlich gewonnen. Dieses war aber auch alles, was diese gewaltige Armee diesen Herbst und den ganzen Winter über noch ausrichten konnte; **Turenne** verstärkte sich wieder durch neue Regimenter, die er an sich zog, und unser armes und schon so übel zugerichtetes Land sollte nun den Winter hindurch zwei so große Armeen ernähren.

Das Elend unsrer Landleute wage ich nicht zu schildern, und wozu würde es dienen? *) aber

---

*) Der Mangel an Fütterung war so groß, daß in beiden Armeen über 6000 der schönsten Pferde aus dieser Ursache sturben; diese Thiere waren so unwerth, daß ein Bauer um 6 oder 8 Schillinge ein brauchbares Pferd kauffen konnte.

von dem Zustand unsrer Stadt bin ich doch noch einige Nachricht zu geben schuldig. Daß bei einer so ungeheuern Volksmenge die Lebensmittel auf den höchsten Preis steigen mußten, versteht sich von selbsten; daß man um dreifache Bezahlung oft kein Brod bekommen konnte; daß Handel und Gewerb schon lange ganz darnieder lagen, und die Bürgerschaft durch Mangel an Lebensmitteln, große Abgaben und vielfältige Strapazen ganz ausgezehrt und erschöpft war, habe ich auch schon gesagt; nun aber kam ein noch größeres Uibel dazu, nemlich ansteckende **Seuchen und Krankheiten.** In ganz Straßburg war keine Scheure, nicht einmal ein Regendach unter dem nicht Menschen übernachteten; alle Straßen und Gaßen standen voller Vieh, und waren daher auch voller Stank und Unflath, wodurch nothwendig die Luft angestekt werden mußte. Es starben viele tausend Menschen; und gerade die besten Bürger, die an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnt waren, wurden am ersten hinweggeraft. Auch der **Erbprinz von Brandenburg** starb bei uns an dieser Seuche. Vor allen Thüren standen arme Landleute, Kinder oder zerstümmelte Soldaten und bettelten; auch geschahen viele gewaltthätige Einbrüche und Diebereien.

Straßburg hatte nun die Neutralität verlassen, und die Kaiserlich-Allierte Armee begünstiget; diese richtete uns aber völlig zu Grunde. Ohne uns nur einen Dank dafür zu geben, leerte man unsere Speicher und unsere Weinkeller aus, unter dem Vorwande: es sey billig, daß die Stadt eine Armee, die ihr zur Hülfe gekommen sey, auch versorgen helfe.

Die Freunde unserer Väter, die sie beschüzen sollten, raubten den Rest ihres Vermögens, und der Gedanke an die Drangsalen, welche ihnen erst noch bevorstünden, wenn die Franzosen, die sie sich nun zu Feinden gemacht hatten, wieder die Oberhand bekommen sollten, schlug ihren Muth vollends darnieder. Und in diese traurige Lage kamen sie ganz ohne ihre Schuld; bloß Herrschsucht und Ländergeiz hatte dieses Zerstören schuldloser Völker angerichtet!

Der Kurfürst von Brandenburg hatte sein Hauptquartier in Colmar genommen; die Lüneburgische Völker standen um Schlettstadt und die Kaiserlichen in unsern Gegenden; Turenne aber hatte sich nach Lothringen zurüke gezogen. Diesen Umstand benuzten die Allierten und belagerten Breisach, mitten im Winter, auf beiden Seiten des Rheins. Diese Vestung

litt großen Mangel an Salz und Holz; man glaubte daher, daß sie sich bald würde ergeben müßen. Der Prinz von **Conde** eilte zwar zu ihrem Entsaz herbei, aber er wurde zurücke geschlagen und verlohr viele Leute. Am zweiten Weihnachtfeiertage kam es nicht weit von Colmar abermalen zur Schlacht; in welcher von beiden Seiten 3000 auf der Wahlstadt sollen geblieben seyn; doch gelang es den Franzosen 4000 Mann in die Vestung zu werffen, und sie solcher gestalt zu entsezen.

Da nun im Obern Elsaß gar keine Lebensmittel mehr zu bekommen waren, zog die Brandenburgische Armee das Land herab, und den 29 und 30sten Decemb. über die Rheinbrücke ins Würtenbergische. Und hiemit gieng denn auch dieses Angst- und Unglücks-Jahr zu Ende.

1675.

So wie die Allierten unser Land verließen, bemeisterten sich die Franzosen der besten Pläze aufs neue. **Dachstein**, eine tüchtige Vestung wurde schon den 15 Januar belagert und den 18. mit stürmender Hand erobert und geschleift; und ehe dieser Monat noch zu Ende gieng, spielten die Franzosen wieder überall den Meister.

Straßburgs Bürger waren bei dieser schnellen Veränderung der Dinge sehr verlegen, und geriethen in nicht geringe Angst und Unruhe. Die Ehre und Freiheit der Stadt Straßburg zu behaupten schien nichts zuträglichers zu seyn, als eine **bewaffnete Neutralität** zu beobachten. Der König von Frankreich, der zwar anfangs den Rheinpaß verlangte, welcher ihm aber abgeschlagen wurde, ließ sich endlich auch das gefallen, daß Straßburg im strengsten Sinn, neutral bleibe. In einem Schluß des Schöffenkollegiums wurde hierauf wirklich vestgesezt: daß unsere Rheinbrücke beiden Kriegführenden Mächten verschlossen seyn sollte; und daß man sich jeder Anmaßung mit Gewalt widersezen wolle. Allein eine bewaffnete Neutralität zu behaupten, forderte auch eine ansehnlichere Macht, als Straßburg damals nicht hatte; es wurde also zugleich ausgemacht, die Garnison noch um **tausend Mann** zu vermehren. Zu dem Ende wurden in gröster Eile noch zwei Kompagnien Schweizer angenommen, und über dieses unter öffentlichem Trommelschlag noch mehr Leute angeworben. Zu Unterhaltung dieser Truppen wurde der Bürgerschaft, über alle vorige Abgaben, noch ein **ganzes Stallgeld** besonders zu

bezahlen auferlegt. Auch wurde auf der langen Insel, zwischen der großen und kleinen Rheinbrüke eine neue Schanze, zur Bedeckung der Brücke aufgeworffen, aber erst im folgenden Jahr vollendet, welche die Rheinschanze genennet wurde.

Der Marschall von Turenne gab zwar dem Magistrat immer neue Versicherungen von seiner guten Gesinnung gegen die Stadt, aber keine Beweise davon. Seine Soldaten verübten an den Bürgern, ungestraft, allen Muthwillen; sie verderbten unsere Felder und richteten unsere Erndte zu Grund, ohne daß sie den geringsten Nutzen davon hatten. Unsere Gartner mußten daher Tag und Nacht auf den Feldern wachen, und da gab es öfters kleine Scharmützel, in welchen mehrere Franzosen, und etwa fünf Gartner erschossen wurden. Die Bürger so wohl als unsere Schweizer-Soldaten waren daher auf die Franzosen sehr erbittert; wo sie einen oder etliche, auch auf öffentlicher Straße, fanden, wurden sie ausgeplündert und mishandelt. Der Magistrat sahe sich deswegen genöthiget, den 21. Mai, unter Trompeten-Schall zu verbieten, keinen Franzosen mehr zu beschädigen, damit man sich nicht noch größeres Unheil zuzöge.

Die Französische Avantgarde hatte sich bereits der Stadt genähert, und bei **Grafenstaden** ihr Lager aufgeschlagen: die Kaiserlich-Allierte Armee, unter dem General **Montecuculi** stand jenseits des Rheins, und verlangte freien Paß über unsere Rheinbrücke; welches Begehren aber höflich abgeschlagen wurde. **Montecuculi** kam selbst herüber, und ritt rings um die Stadt, unsere Vestungswerker in Augenschein zu nehmen, die er sehr gut angelegt und mit Mannschaft und Kanonen hinlänglich besezt fand. Unter diesen Umständen mußten die Bürger, neben der 4000 Mann starken Garnison, täglich und in großer Anzahl auf die Wache ziehen; in der **Kehlerschanze** hatte der älteste Ammeister, und in der **Zollschanze** ein Herr von der Fünfzehnkammer die Oberaufsicht; leztere Herren wurden alle 5 Tage abgelößt, aber der Ammeister blieb in **Kehl**, so lang die Gefahr dauerte.

Unterdessen hatte **Turenne** bei **Plobsheim** eine **Schiffbrücke** geschlagen, und so fort seine ganze Armee über den Rhein geführt. Da gab es denn manche blutige Auftritte; fast alle Tage hörte man ein heftiges Kanoniren. Endlich als **Turenne** die dortige Gegend in Au-

genschein nehmen, und den Kaiserlichen eine Schlacht liefern wollte, so wurde er den 17 Juli, bei dem Dorfe **Saßbach**, mit einer Kanonenkugel, die aus dem teutschen Lager nach ihm geschossen wurde, getödtet. Sein Tod verbreitete eine allgemeine Bestürzung über das französische Lager; der General-Lieutenant **Vaubrun** übernahm zwar das Kommando, allein er konnte sich nicht mehr halten; deßwegen stekte er **Wildstädt**, wo das französische Hauptquartier gewesen war, von allen Seiten in Brand, und zog sich näher gegen den Rhein. Die Allierte Armee verfolgte die Franzosen, und nun kam es zwischen **Goldscheur** und **Altenheim** wieder zu einem blutigen Treffen, in welchem der General **Vaubrun**, zween andere Marquis, nebst den beiden Premier Brigadiers, **Lambert** und **Ville**, wie auch vielen andern Offiziers und Gemeinen das Leben verloren. Die Franzosen suchten nun wieder über ihre Schiffbrücke ins Elsaß zu kommen; allein auch dieser Rückzug, der in der grösten Unordnung geschahe, wurde ihnen sehr heiß und beinahe unmöglich gemacht. Die Allierten stürmten den 24. Juli den ganzen Tag auf die Brücke, ohne ihr jedoch beträchtlich zu schaden; darauf folgte eine sehr

finstre Nacht mit einem anhaltenden starken Regen; unter dessen Schuz der Rest der Armee endlich das disseitige Ufer erreichte.

In allen diesen blutigen Gefechten, die seit 9 oder 10 Tagen vorgefallen waren, soll die Allierte Armee nur 500 Mann verlohren haben; einige hundert Blessierte kamen in den hiesigen Spital. Den 25 Juli zog die ganze Kaiserlich-allierte Armee, 30,000 Mann stark, mit 46 Kanonen und Mörsern, über unsere Rheinbrücke, und lagerte sich in der Stadt Felder, hinter dem Gutleut-Hauß, und den Dörfern Schiltigheim, Bischheim und Hönheim; diese Lezteren wurden rein ausgeplündert; die Felder der Stadt abgemäht, und die darauf gestandenen Früchte und das Gemüße den Pferden verfüttert und verderbt; auch wurden viele Gebäude außerhalb der Stadt abgebrochen, um Holz und Bretter zu bekommen. Und dieses thaten unsere Freunde, die sich rühmten, zu unserm Schuz gekommen zu seyn. Unsere Väter mußten auf ihren Wällen diese Verwüstung mit ansehen, ohne es verhindern zu können! Unter den Bürgern, besonders bei den Gartnern, hörte man daher nichts als Jammern und Wehklagen. Die Theurung der Lebens-Mittel

war ohnehin schon auf einen sehr hohen Grad gestiegen; ein Fürtel Waizen galt 5 bis 6 = und ein Ohmen alter Wein 10 Reichsthaler, und jezt war auch der gehofte Feld = und Erndteseegen dahin.

Straßburg war voller Menschen, und wurde von den fliehenden Landleuten täglich noch mehr angefüllt; noch immer herrschten ansteckende Krankheiten, die viele Familien in tiefe Trauer versezten, indem vielfältig der Mann von der Seite seiner Gattin, die Eltern von den Kindern oder diese von jenen durch den Tod hinweg geraft wurden; drückende Abgaben; gänzliche Sperrung des Handels, und daher entspringender Mangel an Verdienst, hatte den Vermögens = Zustand der Bürger sehr tief herunter gebracht; und was noch das schlimmste war, so war die Aussicht in die Zukunft nichts weniger als tröstlich.

1676 — 1678.

Mit jedem Tage stieg die Noth. Die Fortsezung des Kriegs machte auch bei uns neue Zurüstungen nöthig. Unsere Garnison mußte noch mehr verstärkt werden, und um diese Kosten bestreiten zu können, wurde durch einen Schluß

des Schöffen-Kollegiums am 20 Januar, den Bürgern abermal ein ganzes Stallgeld besonders zu erlegen, aufgebürdet; daß also in diesem Jahr vierfache Auflagen bezahlt werden mußten.*)

Mit Erzählung der Drangsalen des Kriegs in den drei folgenden Jahren will ich mich nicht lange aufhalten; ich müßte sonst das nemliche mehrmals wiederholen, welches meinen Lesern beschwerlich fallen würde, also nur noch das Wichtigste!

La Brosse, Oberster eines französischen Freikorps, den man seiner Grausamkeit halben nur den Mordbrenner nannte, kam im Anfang des Jahrs 1677 auch nach Weissenburg; hier ließ er Menschen, Häuser und Kirchen rein ausplündern, und den andern Tag darauf, unter erbärmlichem Geschrei der Einwohner die Stadt an allen Ecken zugleich anzünden. Den folgenden Tag erschien er in Hagenau, die Mordfakel in der Hand, und wieß den Soldaten die Pläze an, wo sie das Feuer anlegen sollten, und Hagenau

*) Bis hieher ist alles aus Walthers geschriebener Chronik gezogen.

genau war noch denselben Tag ein Aschenhaufsen; doch verschonte er sorgfältig die Häuser etlicher Juden und Christen, welche den Brand von ihm abgekauft hatten. Eben dieser Wüterich hat auch auf dem Selzer-Wörth den armen Bauersleuten ihre wenige, noch gerettete Haabe vollends geraubt; viele derselben niedergehauen, und ihre elenden Hütten im Rauch aufgehen lassen; auch nicht einmal zulassen wollen, daß sie ihre unschuldigen Kinder aus dem Feuer retteten. Aus dem Munde dieses Ungeheuers selbst hat man es gehört, daß er sagte: Es könnte ihm nichts so großes Vergnügen machen als das Praßeln der Flammen und das Gerassel einstürzender Häuser und Gebäude. Zum Glük für die Menschheit wurde dieser Unmensch im Junius dieses Jahrs, bei St. Leonhard, mit fünf Schüssen getödtet. (gezogen aus einer handschriftlichen Nachricht.)

Die Unklugheit und der unzeitige Eifer eines einigen Mannes zog auch dem so schönen und nahrhaften Flecken, Barr, ein großes Unglück zu. Es lagen französische Völker daselbst, welche den 9. Novemb. 1678. aufbrachen, und ruhig abziehen wollten. Sie

standen auf dem Strohmarkt; ein Bürger von Barr, Namens Fromm, unterstund sich, durch das noch vorhandene Schußloch, neben dem Thor, in der Neuen Gasse, den Offizier mit einer Kugel vom Pferd herunter zu schießen. Was ein Bürger that, mußte nun der ganze Flecken entgelten. Die Franzosen zündeten Barr an mehrern Orten zugleich an, und alle Häuser, die Kirche und das Thal ausgenommen, brannten bis auf den Grund ab; der Brand dauerte vier Tage; das Glaß von den Fenstern schmolz wohl einer Handdick zusammen, und über tausend Fuder Wein giengen zu Grunde.

Die Franzosen erobern Kehl, 1678.

Endlich kam auch der, von der Stadt Straßburg so lange behauptete Rheinpaß in französische Hände. Im Monat Julius 1678. belagerte der Marschall Crequy die Kehler Schanze, eroberte sie mit stürmender Hand; verbrannte das Dorf und die Rheinbrücke, bis auf zehn Joche. Bald darauf eroberte er auch die Zoll- und Rheinschanzen mit Sturm. *)

*) Wegen eines aus der Zollschanze geschehenen Schußes gegen das Münster, ist über dem

Nun wurde die Stadt Straßburg, wegen der so oft gebrochnen Neutralität hart geängstiget, und mit einer Belagerung bedroht. Sie wendete sich zwar mit kläglichem Bitten um Hülfe an den Kaiser und an die Reichsversammlung, erhielt aber nichts, als leere Vertröstungen.

Chor im Umgang, hinter den Säulen, der um die Chorkapelle herum führet, eine steinerne Tafel eingeklammert, auf welcher diese Schrift eingegraben ist: „Den 17. Octobris „1678, um halb eilf Uhr Vormittag, haben die Franzosen aus der Zollschanze „in diesen Ort, wo der schwarze Ring „ist, eine sechspfündige eiserne Kugel geschossen, welche 61 Schuh wieder zurückgefahren, und ist die Kugel dem „damals regierenden Ammeister Dominikus Dietrich, von dem Werkmeister Heckler überbracht, und in die XIII. Stube „geliefert worden.„ Dieses ist meines Wissens die einzige Kanonenkugel, welche in unsere Stadt geschoßen worden ist; obgleich Straßburg langwierige schwere Kriege mit vielen und mächtigen Feinden geführet hat; Gott seye ferner unser Schuz und unsre Hülfe!

Die Franzosen behielten diese Schanzen bis ins Jahr 1680, und da sie sie wieder verlassen mußten, richteten sie dieselbigen beinahe ganz zu Grunde.

Endlich im Jahr 1679. wurde zu Nimegen in der Provinz Geldern ein allgemeiner Friede geschlossen, der dem ganzen Europa auf einige Jahre die Ruhe sicherte, nur Straßburg durfte sich deren noch nicht erfreuen.

Errichtung der Reunions-Kammer zu Breisach, 1680. *)

Der König in Frankreich hatte in dem lezten Kriege die Wichtigkeit der Provinz Elsaß, und insonderheit der Stadt Straßburg kennen gelernt; er war demnach darauf bedacht, wie er dieses Land ganz unter seine Bottmäßigkeit bringen, und besonders unsere Vaterstadt unterjochen möchte. Zu dem Ende sezte er für das Elsaß eine Reunions-Kammer in Breisach, nieder, gleich wie er auch eine andere in Metz für die drei Bisthümer Metz, Toul und Ver-

*) Die Geschichte dieses und des folgenden Jahrs ist aus Schrags Relation von der Uebergabe Straßburgs an Frankreich.

dun, und eine dritte für die Grafschaft Hochburgund in Besançon anordnete. Die Mitglieder dieser Kammern sollten untersuchen, was es mit den noch freien Reichsfürsten und Städten im Elsaß und überhaupt in den neu eroberten Ländern für eine Beschaffenheit habe; ob und wie sie ihm zugehören, und was er von ihnen fordern könne? Diese einseitigen Richter sprachen dem König alle die Hoheitsrechte zu, die er zu haben wünschte; und nun fieng Ludwig an, im Elsaß, in Lothringen und an andern Orten alle die Ortschaften und Güter an sich zu ziehen, und alle die Rechte auszuüben, die diese **Reunions-Kammern** ihm zugesprochen hatten. Im ganzen Elsaß wurde das **Königliche Wappen** in allen Dörfern und Flecken, ja selbst in den zehn Reichsstädten angeschlagen; alle unmittelbaren Reichsstände, der Bischof, die Ritterschaft und die Stände mußten **den Eid der Treue** schwören, und wer das nicht thun wollte, mußte das Land räumen, und seine Güter im Stich lassen.

Auch die Stadt Straßburg wurde citirt, durch ihre Gesandten diesen Eid zu leisten! Unsere Väter wollten sich aber nicht dazu ver-

stehen; sie schickten eine Gesandschaft nach Breisach, und ließen dem Präsidenten der Kammer vorstellen: „daß sie und ihre Unterthanen ein „unmittelbarer Reichsstand seyen, der dem König von Frankreich keineswegs unterworffen „wäre; der französische Hof habe sie ja selbst „als einen solchen anerkannt und respektiert.„ Der Präsident gab zur Antwort: „Er wisse „es sehr wohl, daß Straßburg eine freye Kaiserliche Reichsstadt seye; er wolle auch ihre „Freiheit keineswegs antasten: davor ihn „GOtt bewahren wolle: da aber sein König „**souverainer Herr des Elsaßes** wäre, und „die Stadt Straßburg verschiedene Aemter darinnen besäße, so seye sie im Namen dieser „Königlichen **Unterthanen**, sammt allen derselben Beamten, der Krone Frankreich den „Eid der Treue zu leisten schuldig; und wer „sich dessen weigern wollte, den würde man „wohl mit Gewalt zu seiner Pflicht anzuhalten „wissen.„ Ob nun wohl die Stadt Straßburg diese französische Erklärung so gleich nach Wien und an die höchsten Reichsgerichte berichtete, so mußte sie sich gleichwohl bequemen, einen Eid abzulegen, den sie als Reichsstadt selbst dem Kaiser verweigert hatte, weil sie von Seiten des Reichs gar nicht unterstüzt wurde.

Dergleichen Eingriffe in ihre unmittelbare Reichsfreiheit hatten die Bürger Straßburgs lange vermuthet, und deswegen bei dem Kaiserlichen Hof darum angesucht, daß in dem **Nimegischen Friedensschluß** die Freiheit und Sicherheit der Stadt Straßburg durch einen besondern Artikel vestgestellt und verwahret werden sollte. Allein es geschahe nicht; diese Stadt, an welcher doch dem ganzen Reich so viel gelegen war, wurde ganz vergessen!

Unsere Väter, welche sich vor der französischen Oberherrschaft entsezlich fürchteten, waren nun in einer verzweifelten Lage. Sie sahen ihr endliches Schicksal vor Augen, und waren ausser Stande den schon so lange gefürchteten Schlag von ihrem Haupte abzuwenden. Bei dem gänzlichen Ruin ihrer Handlung und ihres Gewerbes mußten sie die ganze Zeit des Kriegs über, aus ihren eigenen Mitteln, vier bis sechs tausend Mann unterhalten, wodurch nicht nur die Bürgerschaft erschöpft, sondern auch die ohnehin schon große Schuldenlast noch um eine **Million Reichsthaler** vermehret wurde. Straßburg suchte zwar Hülfe und Unterstüzung bei der Reichsversammlung zu **Regensburg**; oft und kläglich stellte sie derselben ihre Gefahr

und ihr Unvermögen vor, aber kaum wurden ihr zwei Römer-Monate, (ohngefehr 20,000 Gulden) bewilliget, welche sie aber selbst von den Ständen eintreiben sollte, von denen sie kaum so viel erhielt, daß die Kosten bezahlt werden konnten, welche das öftere Ansuchen um Hülfe und das Eintreiben dieser kleinen Summe verursacht hatte, ob man sie gleich, wie jeden honetten Bettler, der Mildthätigkeit der Reichsstände bestens empfahl. Die Subsidien-Gelder, welche der Kaiser Leopold I. der Stadt Straßburg während dem Kriege versprochen hatte, wurden auch nicht richtig bezahlt; 60,000 Reichsthaler war er ihr noch schuldig, und seit dem Frieden hörte diese Hülfe ohnehin auf. Unsern Vätern blieb also nichts übrig, als ihre Garnison, die sie nicht mehr erhalten konnten, abzudanken, und nach und nach auseinander gehen zu lassen.

Zwar hatten sie noch Kaiserliche Hülfs-Völker in ihrer Besatzung, die ihnen schon seit zwei Jahren, als die Franzosen den Rheinpaß eingenommen hatten, schwer auf dem Halse lagen, die sie aber gleichwohl gerne noch länger behalten hätten. Allein der König von Frankreich verlangte mit großem Nachdruck, den Ab-

zug dieser Völker. Kreißtruppen, sagte der Marquis de Louvois würde sein König gerne dulden: als aber unsere Väter schleunige Anstalten trafen, von den damals noch bewaffneten Reichsfürsten 4000 Mann zu Fuß und zwei Regimenter zu Pferd in Sold zu nehmen, und der Marquis merkte, daß die Sache Ernst seye, änderte er seine Sprache und sagte: daß sein König auch keine Reichsvölker in Straßburg leiden, aber wohl zugeben wolle, daß der Stadt von Reichswegen Geld vorgeschossen werde, aus welchem sie für sich so viel Volks anwerben möchte, als sie nöthig zu seyn erachtete. Er wußte aber wohl, daß Straßburg selbst schwer mit Schulden beladen seye, und auch nirgends so viel Geld bekommen würde; es war also nichts, als beissender Spott über unsre damalige Lage.

1681.

Nichts desto weniger wurde auch diese französische Erklärung, mit dringender Bitte um Hülfe, an die Reichsgerichte versandt: allein Straßburg ward, wie gewöhnlich, zur Geduld verwiesen, und wie ein Schiff ohne Mast und Ruder den heftigsten Stürmen überlassen. Zwar

war man anfangs willens, der Stadt 6000 Mann Kaiserliche Soldaten zu Hülfe zu schicken, welches man dem Magistrat sogleich berichtete, der es auch mit großem Dank annahm: man fand aber nach reiferer Uiberlegung große Schwierigkeiten; denn 1.) wußte man nicht, wie man diese Völker in das, von den Franzosen ganz umzingelte Straßburg werffen, 2.) wie man sie darinnen erhalten wollte; 3.) war leicht vorherzusehen, was der König von Frankreich — der damals dem ganzen Europa fürchterlich ward, dazu sagen würde, da die erste Kaiserliche Besatzung auf seinen Befehl hatte weichen müssen. Diese Betrachtungen hinderten die Ausführung dieses Plans, der aber gleichwohl frühe genug dem französischen Hof bekannt wurde, der über diese vortresliche Gelegenheit, die Stadt Straßburg endlich einmal mit einigem Schein Rechtens anzufallen, voller Freude war.

Uibergabe der Stadt Straßburg an Frankreich den 30. Sept. 1681.

Zu dem Ende ließ Ludwig XIV. seine Armee im Elsaß die Musterung paßieren; und damit die Stadt Straßburg keinen Verdacht schöp-

sen, und recht sicher gemacht werden möchte, so ließ er dem Magistrat durch seinen Residenten ein sehr höfliches Schreiben überreichen, in welchem er die Stadt seiner Königl. Huld und Zuneigung versicherte. Allein den 27 Sept. 1681, an einem Sonnabend, um die Mitternacht berennte der Baron von Asfeld mit seinen Dragonern plözlich die Zoll-Schanze, und forderte sie zur Uibergabe auf. So wenig man einen solchen Einfall vermuthet hatte, und folglich auch gar nicht darauf gefaßt war, so stellte sich gleichwohl die, zu Bedeckung des Zolls daselbst gestandene Corporalschaft zur Gegenwehr; und erst nachdem einer von den unsern getödtet, und andere verwundet waren, wurden sie überwältiget und gefangen, die Zollschanze aber von den Franzosen in Besiz genommen.

So bald dieser ausserordentliche Vorfall in Straßburg bekannt wurde, kam alles in große Bewegung; die Sturmglocke tönte und weckte die Bürger aus dem ersten Schlaf; diese griffen zu den Waffen, und stellten sich auf ihren Lärmenplätzen ein; man pflanzte noch mehr Kanonen auf, und die Garnison mit den Kanonierern besezten die Wälle. Der Magistrat und alle

Kammern versammelten sich in Eine, und berathschlagten die ganze Nacht, was in dieser Sache zu thun seye. Man fertigte eilend eine Deputation an den französischen Residenten, den jungen **Frischmann** ab, um zu erfahren, was dieser feindliche Angriff von Seiten Frankreichs bedeute: allein dieser entschuldigte sich mit einer gänzlichen Unwissenheit. An den französischen Kommandanten Baron von **Asfeld** wurde durch einen Tambour ein Schreiben abgefertiget, auf welches eine sehr höfliche Antwort erfolgte; in welcher sich der Baron von Asfeld dahin erklärte: der General **Montclar** hätte in Erfahrung gebracht, daß Kaiserliche Völker die Stadt und den Rheinpaß besetzen wollten; dieß könnte aber sein König nimmermehr zugeben; deßwegen habe ihn der General **Montclar** mit 4000 Mann abgeschickt, diesen wichtigen Posten einzunehmen. Er würde keine Gewalt gebraucht, auch keinen Schuß gethan haben, wenn sich die Stadtsoldaten nicht zu Wehre gestellt hätten; er seye aber bereit, die Gefangenen alsbald auf freien Fuß zu stellen. Uibrigens hätte die Stadt nicht nöthig sich zu allarmiren; diese Besiznehmung sey nur auf kurze Zeit angesehn. Gleich nach Empfang dieser Erklärung ritt ei-

ner von den Herrn Advokaten hinaus zu dem Baron von Asfeld, und stellte demselben vor: daß weit und breit keine Kaiserlichen Völker anzutreffen wären, daß er dessen leicht selbst sichere Kundschaft einziehen könnte, und wenn er die Wahrheit erforschet hätte, so lebe man der Hoffnung, er werde sich sogleich wieder zurücke ziehen, und die Stadt nicht weiter in Unruhe versezen. Baron **Asfeld** antwortete: der General **Montclar** würde den folgenden Tag selbst ankommen, da könnte sich alsdenn die Stadt an denselben wenden; er dörfe sich nicht weiter einlassen, als seine empfangene Ordre reiche.

In so dringender Noth geschahe es sonst öfters, daß die Stadt ein Aufgeboth an die ihr zugehörigen Flecken und Dörfer ergehen ließ, und auf solche Weise einige tausend Mann Landvolk in die Stadt zog, die zur Vertheidigung derselben gebraucht werden konnten, zu dieser Nothhülfe wollte nun der Magistrat jezt auch seine Zuflucht nehmen: allein der General **Montclar** hatte in dieser Nacht alle Straßburgische Aemter stark besezt, und alle Ausgänge verwahrt, damit niemand in die Stadt kommen könnte. Gleichwohl entrannen einige, die

in dieser Angstnacht dem Magistrat die traurige Nachricht überbrachten, daß einige tausend Mann Franzosen alle Straßburgischen Ortschaften besezt hätten; daß sie niemand in die Stadt kommen ließen, daß man aber übrigens nicht wisse, was sie vorhätten. So waren auch alle Posten am Rhein so wohl bestellt, daß außer dem Kurier, den der Magistrat in der ersten Stunde des Schreckens an den Kaiser, an die Reichsversammlung in Regensburg, und an die versammelte Deputation zu Frankfurt absandte, kein einiger Brief mehr durchkommen konnte; sie kamen alle dem Marquis de Louvois in die Hände, der sie nach der Uibergabe der Stadt dem Magistrat mit lachendem Munde wieder zurücke gab, und sagte: die Stadt habe gleichwohl ehrlich und naivement berichtet.

Folgenden Sonntag den 28. Sept. berennete der General **Montclar** die Stadt auf der Rheinseite, und begehrte auf Königlichen Befehl mit einigen Abgeordneten des Raths zu sprechen; da diese alsbald erschienen, sagte ihnen der General mit dürren Worten heraus: „Die „Stadt Straßburg wäre seinem König durch „den Westphälischen und Nimegischen Frieden „überlassen worden; er habe zwar die Besiz-

nehmung derselben seither anstehen lassen, aber jezt erfordere es die höchste Nothwendigkeit, daß er sich ihrer versichere, indeme sein König ganz zùverläßige Nachricht erhalten, daß eine starke Kaiserliche Mannschaft die Stadt und die Päße besetzen wolle; woran um so weniger zu zweifeln seye, da an dem fürstlich Badischen Hofe von dieser Sache öffentlich geredet worden wäre, welches er aber unmöglich zugeben könne. Er, der General, wäre ein alter Freund und Diener der Stadt, dem es leid wäre, wenn sein liebes Straßburg in Unglück und Verderben gestürzet würde; deßwegen habe er ihr seines Königs Willen zeitlich kund thun wollen, damit sie darüber berathschlagen, und dem Marquis de Louvois, der morgen mit der Hauptarmee ankommen würde, eine endliche Entschließung geben könnte; die, je nachdem sie ausfalle, die Stadt durch Erhaltung ihrer Freiheit, und Vermehrung ihrer Privilegien glücklich machen, oder im gegenseitigen Fall ihren gänzlichen Ruin nach sich ziehen werde; indeme sie der König nicht als Feinde, sondern als rebellische Unterthanen werde behandeln lassen.

Die Abgeordneten nahmen zwar diese harte Erklärung in so weit an, daß sie dieselbe dem

Rath und der Bürgerschaft vorzutragen nicht ermangeln wollten, aber sie widerlegten sie auch auf der Stelle, 1.) aus der Geschichte Straßburgs; 2.) aus den Worten des Westphälischen Friedens; 3.) aus dem Betragen des Französischen Hofs, der unsre Stadt von 1648 bis 1679 immer als einen souverainen Reichsstand behandelt, und von Zeit zu Zeit — wie in dem gegenwärtigen Augenblick — mit einem Residenten beehret habe; 4.) daß endlich dieses eine Sache sey, die nicht in der Stadt Straßburg freyer Willkühr stehe; sie seye dem Kaiser und dem Reich mit Eid und Pflicht zugethan, und könne nicht über sich selbst disponiren, ohne eidbrüchig zu werden. Wenn der König in Kraft des Westphälischen Friedens an Straßburg ein Recht zu haben glaube, so möchte er solches mit dem Kaiser und den gesammten Reichsständen ausmachen, deren Urtheil sich die Stadt Straßburg auch gerne gefallen lassen wollte. Auf diese bündige Antwort erwiederte der General: Er seye gekommen, ihnen seines Königs Willen bekannt zu machen, und ihn zu erfüllen; es gebühre ihm also nicht darüber zu raisonniren; die Stadt müße sich schlechterdings unterwerffen, oder einer schweren

Execution,

Execution, die ihm anvertrauet seye, gewärtig seyn. Sie möchte sich also bedenken, was sie morgen dem Marquis de Louvois, der ihr keine weitere Bedenkzeit gestatten würde, antworten wollte.

Meine Mitbürger werden sich leicht vorstellen können, was dieser harte Vortrag, den die Abgeordneten so fort dem Magistrat hinterbrachten, für Schrecken und Angst über die ganze Stadt verbreitet haben müße. Nicht nur versammelte man so gleich die 300 **Schöffen**, sondern man zog auch die **Professoren** der Universität, das **Kirchen-Konvent** und den **Kaiserlichen Residenten** darüber zu Rathe. **Die Bürger** kamen alle **auf ihren Zünften**, auf den Lärmen-Plätzen und auf den Wällen, wo sie Wache hatten, zusammen; hier stellte man ihnen den ganzen Zustand der Sache vor, und nahm ihre Erklärungen an; die **Weiber** und **Kinder** hingegen versammelten sich in den Tempeln des Herrn, um weise Rathschläge zum allgemeinen Wohl von dem Vater des Lichts zu erbitten. Dem **Kommandanten der Stadt** befahl man, unterdessen alle mögliche Anstalten zur Vertheidigung der Stadt zu machen. Dieser versprach zwar seine Schuldigkeit zu thun, zeigte aber

zugleich die Unmöglichkeit eines guten Erfolgs; da er vierzehn, gröstentheils irreguläre Bastionen zu defendiren, aber nicht einmal so viele Leute habe, eine einige recht zu besetzen. Würklich waren damals kaum 800 Mann in der Stadt, von denen aber nur 500 Dienste thun konnten; und unter der Bürgerschaft zählte man nur noch 3000, die ein Gewehr tragen konnten.

Folgenden Montag den 29. Sept. kam der Marquis de Louvois nach Illkirch, und begehrte, daß einige Abgeordnete des Raths zu ihm hinaus kommen sollten, denen er im Namen seines Königs etwas zu eröffnen hätte. Da diese ankamen, wiederholte er alles, was der General **Montclar** schon den vorigen Tag gesagt hatte; die Abgeordneten antworteten ihm auch auf die nemliche Weise, und bestunden insonderheit hart darauf: **daß diese Sache alle, im Westphälischen Frieden begriffene Kronen und Mächte angehe**; dahin möchte sich der König wenden, und nach dem Recht der Völker mit dem Kaiser und den Ständen des Reichs in Unterhandlungen treten, deren Ausgang die Stadt Straßburg sich alsdann auch wollte gefallen lassen.

Uiber diese Aeußerung unsrer Deputirten ward der Marquis sehr zornig, und verlangte eine kurze, deutliche Erklärung, ob Straßburg den König von Frankreich für ihren souverainen Herrn erkennen, seinen Völkern die Thore einräumen und eine Garnison einnehmen, oder erwarten wolle, daß die Stadt in einen Aschenhauffen verwandelt würde? Sie hätte Zeit genug gehabt, sagte er, sich über eine Sache zu bedenken, die unmöglich abgeändert werden könnte. Wollte die Stadt sich gutwillig ergeben, so sollten ihr ihre Rechte und Freiheiten erhalten, ja wohl noch vermehret werden; zögere sie aber, bis die Execution, die am Dienstag ohnfehlbar vor sich gehen müße, angefangen habe, so seye alles verlohren, und er dürfe ihr alsdann keine Gnade mehr erzeigen. Mit diesem Bescheid entließ er unsere Gesandten, mit den sichtbarsten Zeichen einer stolzen Verachtung, und begehrte auf den Mittag eine endliche Entschliessung, welcher Termin aber doch, auf vieles Bitten, bis auf den andern Morgen um sieben Uhr verlängert wurde.

Die mit Furcht und banger Hoffnung ringenden Bürger erwarteten unsere Deputirten am Thore, mit großer Sehnsucht; und als sie den

Verlauf der Sachen vernommen hatten, erhob sich Jammern und Wehklagen an allen Orten; die Rathsversammlungen, welche jezt bei offnen Thüren gehalten wurden, fiengen nun wieder aufs neue an.

Die Gründe, welche die Berathschlagungen unsrer Väter in ihrer damals kritischen Lage leiteten, und endlich zur Uibergabe der Stadt an Frankreich bestimmten, hat uns **Johann Joachim Franz**, der in diesem wichtigen Zeitpunkt Rath und Advocat der Stadt Straßburg war, in einer **Rechtfertigungs-Schrift** hinterlassen. Eine Copie von diesem Aufsaze hat mir unser würdige Mitbürger, **Johannes Pfeffinger**, Doctor der Arzneikunde, gütigst mitgetheilt, von welcher ich einen Auszug hiemit abdrucken lasse:

Kurze, jedoch gründliche Erzählung der Ursachen, warum sich die Stadt Straßburg an den König von Frankreich ergeben habe.

Der Rath und die Bürgerschaft der Stadt Straßburg, welche von einer Uibergabe an Frankreich nichts hören wollten, sind endlich

durch folgende nothdringende Ursachen auf mildere Gedanken gebracht worden.

1.) Weil der Stadt Vestungs-Werker in sehr unvollkommnem Zustande gewesen, und aus Mangel der Mittel nicht ausgebauet werden konnten.

2.) Die Werke an dem Paß, dis- und jenseits des Rheins, schon im Jahr 1678, bei der Eroberung von Kehl gånzlich geschleift, und aus obiger Ursache nicht wieder hergestellt worden sind.

3.) Weil eben durch solche Eroberung des Passes Kehl, und darauf erfolgter langwieriger Bloquade und besorgten Belagerung, der Stadt für etliche Millionen Gulden Schaden erwachsen ist.

4.) Dieser Schaden aber durch die niedergedrückte Handlung, durch Steigerung und Verdoppelung der Zölle, und durch verůbte, ganz unberechtigte Thatsachen (der Franzosen) tåglich vermehrt und vergrößert worden ist.

5.) Weil viele Bürger, ja wohl ganze Zünfte, insonderheit die Schiffleute und Becker,

welche den Kaiserl. Commissarien in guter Meinung vieles geborgt, um viel tausend Gulden betrogen, und dadurch sehr zurücke gekommen sind.

6.) Die Stadt zu ihrer unentbehrlichen Defension, auf die zwei Römermonate, die ihr von den Kurfürsten und Ständen des Heiligen Römischen Reichs, bei noch währendem Reichstag, verwilligt worden, große Summen Geldes aufgenommen;

7.) diese zween Römermonat aber nicht nur nicht ganz eingegangen, sondern auch die von andern Orten her versprochene Hülfsmittel ausgeblieben; daher

8.) der Stadt Credit je länger je mehr geschwächt, und weil

9.) kein Geld mehr aufzubringen, und die besondern Beisteuern der verarmten Bürgerschaft bei weitem nicht hinreichend waren, die Garnison zu erhalten, und man selbige nach und nach abdanken mußte, daß nur noch 800 Mann, den Artillerie-Staab mit einbegriffen, übrig geblieben sind; und

10.) Weil mit dieser Handvoll Leute nicht einmal die Wälle besezt werden können;

11.) auch die Bürgerschaft, theils wegen häufigem Sterben, theils, weil viele von hier weggezogen sind, sehr abgenommen hat.

12.) Daher eine so große Stadt gegen ein so mächtiges Kriegsheer zu vertheidigen unmöglich scheinen will.

13.) Weil man schon seit mehrern Jahren, durch eigene Gesandschaften, sowohl, (welche große Summen gekostet) als durch Schreiben, bei dem Kaiser und Reich seine Noth, Gefahr und Unvermögen aufs beweglichste geklagt, und um Hülfe gebethen: aber nichts als leere Versprechungen und fruchtloses Beileid erhalten habe: (wodurch man jedoch denen Ständen, welche, durch ihr Unvermögen verhindert, ihren guten Willen nicht werkthätig zeigen können, nicht zu nahe treten will.)

14.) Weil wegen der Mishelligkeit der Reichsstände, und dem langsamen Gang der Geschäfte nirgends keine Hülfe noch einiger Succurs zu hoffen, und man nur immer von

Einem zu dem Andern gewiesen wird: da hingegen überall

15.) Berichte einlauffen, daß eine noch viel größere Macht gegen uns im Anzug seye.

16.) Weil nun Straßburg wegen seiner Selbsterhaltung sich gleichsam bis aufs Mark ausgesogen, aber eben dadurch vollends in Ohnmacht gesunken, und vor dißmal kein Mensch es retten wolle und könne, so folge der natürliche Schluß: daß es besser sey, durch einen erträglichen Accord den gänzlichen Ruin und Untergang der Stadt und Bürgerschaft, so viel möglich, abzuwenden; gleichwie ja auch große Potentaten schon oft viele Städte und Schlößer, ja wohl ganze Länder eher dem Feind überlassen, als der Verwüstung Preiß gegeben hätten.

(so weit Franzens Bericht.)

Was aber noch stärker als alle diese Gründe auf die Straßburger wirkte, war die Hoffnung, daß der Kaiser und die Reichsstände, diese Stadt, die immer für den Schlüssel des Reichs, und für eine Vormauer gegen Frankreich gehalten wurde, nicht in Feindes Händen lassen,

sondern alles anwenden würden, ihr wieder zu ihrer verlohrnen Freiheit zu verhelfen. Die Erfahrung hat sie indessen frühe genug belehrt, daß sie sich in ihrer Hoffnung gar sehr betrogen hatten.

Unter diesen Berathschlagungen rückte endlich der lezte Termin heran, auf welchen der Marquis die endliche Erklärung der Stadt erwartete. Der Magistrat hatte indessen die Nacht hindurch an einer Capitulation gearbeitet, welche die Abgeordneten, Dienstag morgens, den 30. Sept. dem Marquis de Louvois vorlegten, worüber dieser eine lebhafte Freude äußerte, und fast alle Punkte genehmigte und unterschrieb. Es ist billig, daß ich sie hier meinen Lesern ganz mittheile, sie lautet von Wort zu Wort also:

Articul,

welche die Stättmeistere, Ammeistere und der Rath der Stadt Straßburg, des Französischen Kriegs-Volks Commandanten vor Eroberung der Stadt, den 30. Sept. 1681, vorgetragen, und allerseits beschlossen worden.

Wir Franciscus Michael le Tellier Marquis de Louvois, Staats-Secretarius &c.

und Joseph de Ponts, Freyherr von Montclar, General-Lieutenant der Königl. Armeen, Commandant Seiner Maj. im Elsaß, haben Kraft unserer von Seiner Maj. habenden Vollmacht, die Stadt Straßburg, unter dero Gehorsam anzunehmen, diese hernachfolgende Conditionen und Puncten aufgesezt, deren Ratification wir von seiner Maj. zu wegen zu bringen, und innerhalb zehen Tagen von dato dieses der Obrigkeit zu Straßburg einzuliefern versprochen.

I.

Erstlich: Erkennet die Stadt Straßburg, nach dem Exempel des Herrn Bischofs von Straßburg, Grafens von Hanau, des Herren von Fleckenstein und des Adels im Unter-Elsaß, Seine Aller-Christlichste Maj. für ihr höchstes Oberhaupt und Schutzherrn.

Der König nimmt die Stadt sammt allen deren Dependentien und Zugehörigen unter seinen Königl. Schutz und Schirm.

II.

Soll Seine Königl. Maj. alle alte Privilegien, Rechten, Statuten und Gebräuche, der Stadt Straßburg, beydes im Geist- und Welt-

lichen, nach dem Innhalt des Westphälischen Friedens-Schlusses, welcher durch den Niemegischen beståttiget worden ist, confirmiren und handhaben.

Ist (gedingsweis und ohnwiederruflich) zugesagt.

III.

Soll Seine Maj. die freye Uibung der Religion in dem Stande, darinnen diese von Anno 1624. an, bis auf diese Zeit gewesen, und zwar mit allen Kirchen und Schulen lassen, und niemand, wer es auch seyn mögte, verstatten, einige Prätension und Anforderung weder auf dieselbe, noch auf die Geistliche Güter, Stiften und Conventen, nemlich auf die Abtey zu St. Stephan, das Capitul zu St. Thomas, St. Marx, St. Wilhelm, zu Allerheiligen und alle andere, sie seyn hierinnen gleich benannt oder nicht, zu machen, sondern dieselbe zu allen und jeden Zeiten, der Stadt und ihren Innwohnern handhaben.

Ist (gedingsweis und ohnwiederruflich) zugesagt; und daß sie alles, was die Geistl. Güter betrift, nach dem Innhalt des Münsterischen Tractats behalten und genießen

mögen, ausgenommen die Kirch zu Unser Lieben Frauen, sonsten das Münster genannt, so den Catholischen wieder eingeraumet werden soll. Dessen aber ungeachtet will Seine Maj. zugeben, daß sie die Glocken besagter Kirchen, zu allen hiebevor üblichen Gebräuchen, ohne zum Zeichen zu den Bettstunden, gebrauchen mögen.

IV.

Soll Seine Maj. den Magistrat in dem gegenwärtigen Stande mit allen seinen Rechten und freyer Wahl Ihres Collegii, nemlich der Dreyzehner, Fünfzehner, und Ein- und Zwanziger, grossen und kleinen Raths, Gerichts-Schöpfen, der Stadt- und Canzley-Bedienten, die Kirchen-Conventen, die Universität, sammt allen Ihren Doctoren, Professoren und Studenten, wes Stands und Conditionen selbige seyn mögen, das Collegium, die Zünften und Handwerker, wie sie sich befinden, mit aller Civil und Criminal-Jurisdiction lassen.

Wird (gedingsweis und ohnwiderruflich) zugesagt; Jedoch mit dem Beding, daß man in Sachen so mehr als 1000. Französische Pfund belaufen, an das Parlament zu Breysach appelliren möge. Es soll aber die Appel-

lation des von dem Magistrat ausgesprochenen Urtheils, wann sich die Streit-Sache nicht über 2000. Französische Pfund erstrecket, Execution nicht hindern.

V.

Seine Maj. sagt der Stadt zu und bewilliget, daß sie bey dem Besiz und Genuß aller Ihrer Einkünften, Rechten, Zöllen und Commercien, beneben dem Kauf-Hauß, wie sie dieselbe bis auf diese Stunde gehabt und genossen, in aller Freyheit verbleibe, und die freye Disposition und Verwaltung über den Pfenning-Thurn und die Münz, wie auch über das Geschüz, Munition und Gewehr, welches sich beydes im Zeughaus, als auf den Wällen und in den Wohnungen befindet, wie nicht weniger über die Korn-Speicher, Wein-Keller, Holz, Kohlen- und Seiffen-Kammern, undaller andern, ingleichem über die Glocken, Archiven und Schriftl. Urkunden, wie sie Namen haben mögen, gelassen werde.

Wird (gedingsweis und ohnwiederruflich) zugesagt, ausgenommen, was das Geschütz, Kriegs-Munition und Gewehr, so sich in dem allgemeinen Zeughaus der Stadt befindet, welches unter Seiner Maj. Officiere

Macht und Gewalt stehen soll. Was aber das Gewehr der Privat-Personen und Burgerschaft belanget, soll dasselbe auf dem Rathhaus in einem Saal verwahret werden, und der Magistrat den Schlüssel dazu haben.

VI.

Soll die Burgerschaft von allen Contributionen und andern Anlagen befreyet seyn, und Seine Maj. der Stadt alle, beyde ordentliche und gewöhnliche, als Extraordinär-Gefälle zu deren Unterhaltung lassen.

Wird (gedingsweis und ohnwiderruflich) zugesagt.

VII.

Soll Seine Majest. der Stadt und den Burgern zu Straßburg den freyen Nutzen und Gebrauch der Rheinbrücken, wie auch aller Ihrer Ihnen zugehörigen Flecken, Schlösser, Dorfschaften, Lusthäuser und Feldgüter lassen, und der Stadt die Gnade erweisen, derselben Anstands-Brief gegen Ihre Creditoren beydes in als ausserhalb Reichs zu ertheilen.

Ist (gedingsweis und ohnwiderruflich) zugesagt.

VIII.

Es will über das Ihre Maj. vergessen seyn lassen, alles dasjenige, was so wohl von den

Publiquen als Privat = Personen wider sie ist gehandelt worden, und dieses ohn alle Außnahm; und will selbige auch mit eingeschlossen haben, den Fürsten zu Pfalz = Veldenz, die Graven von Nassau, dero Kaiserl. Maj. Residenten, wie auch alle Höfe und fremde Häuser, den Bruderhof mit seinen Beamten, Häusern und Zugehörungen.

Wird bewilliget.

IX.

Soll der Stadt zugelassen seyn, Hütten bauen zu lassen, um die Völker, so daselbst in Besazung bleiben werden, darinnen zu logiren.

Wird bewilliget.

X.

Sollen die Königl. Völker auf heute den 20. 30. Septembr. um 4 Uhr Nachmittag in die Stadt einziehen. Geschehen zu Illkirch den 20. 30. Sept. Anno 1681.

War unterzeichnet.

De Louvois, Joseph de Ponts, Baron de Montclar, Johann Georg von Zedlitz, Ritter u. Stättmeister. Dominicus Dieterich, Joh. Leonhard Fröreisen, Joh. Philipp Schmidt, Dan. Reichshoffer, Jonas Stör, Joh. Joachim Frantz, Christoph Güntzer.

Mit unbeschreiblich schwerem Herzen, voll Furcht und banger Erwartung sahen nun unsere Väter, noch an dem nemlichen Tage, die französischen Völker einziehen, und ihre Wälle und Thore besetzen. Ach! hätten sie doch, von Vorurtheilen frei, einen Blick in die nahe und ferne Zukunft thun können! mit welcher Wonne — mit welchem Dank gegen die alles leitende Vorsehung würden sie diese glückliche Veränderung ihrer Staatsverfassung angesehen, wie gerne sich ihren neuen Beherrschern in die Arme geworffen haben? Was war ihre eingebildete Reichs-Freiheit, auf welche sie einen so übermäßig hohen Werth sezten? was anders, als eben das, was ein schleichendes Fieber im menschlichen Körper ist; — ein Uibel, das alle ihre innern Staatskräfte verzehrte, sie an den Rand des Verderbens brachte, und einem nahen schimpflichen Staatsbanquerot bloß stellte. Und welche Vortheile hatte denn unsere Vaterstadt aus ihrer langen Verbindung mit dem teutschen Reiche? genoß sie denn auch nur einmal den mächtigen Schuz dieses Staatskörpers, dessen stärkste Vormauer sie war? Mußte sie sich nicht immer selbst vertheidigen und beschützen, und waren nicht eben ihre Mitstände,

die Bischöffe von Strasburg, die benachbarten Fürsten, der Reichsadel, ja selbst das mächtige Oestreich ihre gefährlichsten Feinde, mit denen sie fast immer in geldverschlingende und alles verheerende Kriege verwikelt war? Alle suchten Straßburg auszusaugen, zu schwächen, und wo möglich zu unterjochen.

Wenn der Kaiser oder die mächtigern Reichsfürsten in Noth und Gefahr kamen, so mußte die Stadt Straßburg sogleich zu Hülfe eilen, oder sie wurde mit der Reichsacht bedroht: wenn aber auswärtige Feinde unsere Stadt ängsteten, und unser Land verheerten, so sattelten jene kein Pferd zu unsrer Rettung. **Zinse, Kammergelder, Kontributionen,** außerordentliche **Beisteuern** zum Türkenkriege mußten unsre Väter nichts desto weniger fleißig entrichten; ihr **Reichskontingent,** welches in 400 Mann zu Fuß und 100 Reutern bestand, mußten sie gleichwohl bereit halten und abfertigen, so oft man es verlangte! Viele Millionen mußte Straßburg auf die so kostspieligen und größtentheils unfruchtbaren **Gesandtschaften** verwenden; und andere ungeheure Summen verschlangen, die schlecht angewandten **Ehren-Geschenke,** welche unsre Väter ihren Kaisern, und

allen Reichsfürsten und Grafen bei ihren unzähligen Besuchen, womit sie Straßburg beehrten, oder vielmehr belästigten, mußten reichen lassen. Neu angelegte **Zölle, Weg- und Brücken-Gelder** erschwerten die Handlung und vertheuerten die Lebensmittel; und **in den Kriegen** mit Frankreich war Straßburg allemal am übelsten daran. Freunde und Feinde lagen ihr auf dem Halse; beide Theile übten viele Gewaltthätigkeiten aus; gegen beide mußte sie auf ihrer Hut seyn, und ihre **Selbstvertheidigung** kostete sie wieder viele Millionen. Und alle diese fürchterlichen Summen mußte die Stadt Straßburg mit ihrem kleinen Gebiete ganz alleine tragen. Ists Wunder, wenn sie endlich unter dieser Last ganz entkräftet dahin sank? und war es nicht Wohlthat Gottes für sie, daß ihr ihre Reichsfreiheit, die sie doch nicht mehr behaupten konnte, und zugleich auch ihre Selbstvertheidigung abgenommen wurde? Großer Gott! was würde aus Straßburg geworden seyn, wenn es in dem schröklichen Kriege, der von 1688 bis 1697 halb Europa verwüstete, noch eine freie Reichsstadt gewesen wäre? da sie hingegen unter Frankreichs Schuz damals, und in allen folgenden Kriegen, in stolzer Ruhe und Sicherheit ihren innern Wohlstand sich täglich vermehren sahe.

Dem teutschen Reich ist durch die Uibergabe Straßburgs an Frankreich allerdings eine unheilbare Wunde geschlagen worden; aber warum hat dieses Reich eine Stadt, an der ihm so viel gelegen war, so sehr vernachlässiget? warum sie sich selbst überlassen, und nicht lieber zu ihrer Erhaltung alle seine vereinigten Kräfte angewendet?

Der Vorwurf, **daß Straßburg durch Verrätherei an Frankreich übergeben worden sei** — so wie auch die lügenhafte Erzählung: „der König habe die verrätherischen Oberhäupter „der Stadt, gleich nach deren Einnahme, auf„hängen lassen, indem er zugleich erklärt hätte: „wer seinem Vaterlande nicht treu seye, dem „könne er auch nicht trauen„! — verdient keine Widerlegung. Die Geschichte, die ich ehrlich und getreu, wie ich sie in den Acten der Stadt Straßburg aufgezeichnet fand, beschrieben habe, wird jeden aufmerksamen Leser überzeugen, daß keine Verrätherei dabei vorgegangen; wie dann auch die Oberhäupter der Stadt nach wie vor in ihren Aemtern und Ehren geblieben sind.

Eine Französisch gesinnte Parthei war allerdings in der Stadt: aber diese war viel zu schwach, als daß sie es hätte wagen dürfen,

etwas gegen die Freiheit der Stadt zu unternehmen, und der elende, kraftlose Zustand Straßburgs und die ganze Lage der Sachen durfte nicht erst **verrathen** werden, sie war allgemein bekannt. Uiberdieß waren vielleicht diese französisch gesinnten Bürger gerade die einsichtvollsten, und zum Theil, die redlichsten Männer, die das Ganze überschauen konnten, und nicht an alten Vorurtheilen hängen blieben!

Inzwischen hat sich diese Lüge in Teutschland so wohl als in Straßburg dergestalt ausgebreitet, und sich den Gemüthern so tief eingedrückt, daß es manchem schwer werden wird, eine bessere und gründlichere Belehrung anzunehmen. *)

---

*) Große Männer und beliebte Schriftsteller, die aber Straßburgs ganze Lage nicht kannten, haben es als erwiesene Wahrheit einander nachgeschrieben, Straßburg seye durch **Verrätherei** an Frankreich übergeben worden. Selbst Engländer, unter andern der berühmte Sterne, der aus seinen Schriften unter dem Namen Yorck bekannt ist, hat sich dieserwegen über Straßburg lustig gemacht. Warum man sich Straßburgischer Seits nicht mehr Mühe gegeben, diese Geschichte aufzuklären, und jene Verläumdungen, die Straßburgs Betragen in einem so falschen Lichte vorstellen, zu zerstreuen, weiß ich nicht; indessen haben wir hier abermal einen Beweiß, wie wenig **der allgemeinen Volkssage** zu trauen ist, wenn sie sich nicht auf unläugbare Beweise gründet!

Dritter Zeitraum
der
Vaterländischen Geschichte.

Straßburgs Schicksale während seiner Verbindung mit Frankreich.

Erste Abtheilung.

Von dem Jahr 1681 bis zu der großen Revolution in Frankreich, 1789.

Straßburgs Geschichte
nach seiner
Uibergabe an Frankreich
vom Jahr 1681 bis 1700.

Ludwig der vierzehnte, die Geisel seiner Zeitgenossen, dessen Ehrgeiz und blinder Religions-Eifer mehr als hundertmal tausend Menschen auf die Schlachtbank lieferte, und Millionen unglücklich machte, Ludwig, der Menschenquäler, vor dessen Tyrannei ganz Europa zitterte, war also jezt auch Straßburgs Herr und Gebieter!

Aber so schwer auch das eiserne Zepter seiner despotischen Regierung auf dem Naken seiner armen Unterthanen lag, so wenig hatten Straßburgs Bürger Ursache über seine Härte sich zu beklagen. Unter allen neu eroberten Städten hatte Ludwig für keine so viele Achtung, keiner räumte er so viele Vorzüge ein, als der Stadt Straßburg. Sie erhielt den Titel einer Königlich-

freien Stadt; er ließ sie bei ihrer Reichsstädtischen Verfassung, Ordnung und Gericht ruhig bleiben; sie durfte im Anfange keine Königlichen Abgaben, als allein ihr Abonnement, welches in 100,000 Livres bestand, entrichten; in Ansehung der Handlung wurde sie als eine fremde Stadt betrachtet, und von den französischen Blutsaugern, den General-Pachtern befreiet; und zu eben der Zeit, da er das berühmte Edikt von Nantes aufhob, und die Protestanten in Frankreich, die sogenannten Hugenoten, schröklich verfolgte, ließ er das Protestantische Straßburg bei seiner Religionsfreiheit ungestört bleiben, wozu er freilich seine gute Ursachen haben mochte; doch schmälerte er ihre Rechte, wo er konnte, und begünstigte die Katholische Religion, deren er, seiner Maitresse der Mad. Maintenon zu lieb, sehr eifrig ergeben war, auf alle Art und Weise. Aber für alle diese, der Stadt Straßburg erwiesene, sogenannte Königliche Gnaden, wußte sich auch Ludwig wohl bezahlt zu machen.

Besiznehmung der Stadt.

So bald die Königlichen Völker von der Stadt Besiz genommen, und alle Posten besezt

hatten, bemächtigte sich die Garnison des so wohl versehenen **Zeughauses**, in welchem, mit Inbegriff des Geschüzes, so auf den Wällen stand, 300 Kanonen, und für 15,000 Mann Waffen, nebst einer ungeheuern Menge Kugeln, Pulver und anderes Kriegsgeräthe sich befand. So wurden auch alle **Magazine**, **Kornspeicher** und **Weinkeller** geöffnet, inventirt und in Beschlag genommen, welches unsern Vätern ein trauriger Anblick war.

Den 4. Octob. legte der Magistrat und alle Beamten der Stadt, in die Hände des Generals **Montclar**, den **Eid der Treue** ab.

Der feierliche **Einzug des Bischofs**, unter dem Schall der Pauken und Trompeten geschahe den 20. dieses Monats; und die **Einweihung des Münsters** den darauf folgenden Tag.

Auch **Ludwig** XIV, mit der ganzen Königlichen Familie beehrte Straßburg mit einem Besuch: den 23. dieses zog er zu unsern Thoren ein. Der Bischof, **Franciskus Egen von Fürstenberg**, empfieng ihn, mit der gesammten Geistlichkeit an der hohen Pforte des Münsters; wobei er in seiner Anrede an den König die Worte Simeons anwendete? **Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren,**

denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen. Er starb auch wirklich einige Monate hernach, den 1. April im Jahr 1682. Mit der troknen Erzählung des prächtigen Einzugs Ludwigs des vierzehnten will ich meine Leser nicht aufhalten noch ärgern; so viel kann ich nur sagen, daß zwar die Franzosen mit ihrem Vive le Roi die Luft erfüllten, aber aus dem Munde der Bürger kein: **Es lebe der König!** gehöret wurde, welches den ehrgeizigen Monarchen sehr verdroß.

Anstatt des Münsters wurde nun die alte Dominikaner- oder **Prediger Kirche**, für die Protestanten, wieder geöffnet, welche von dieser Zeit an die **Neue Kirche** genennet wurde. Diese war aber übel zugerichtet; es standen Mühlen darinnen, die von Pferden getrieben wurden; der Mist lag hoch übereinander, und es kostete viele Mühe und großes Geld bis sie wieder zum Gottesdienst bequem eingerichtet werden konnte. Die erste freiwillige Steuer zum Bau dieser Kirche betrug 9000 Livr. Indessen wurde schon den 21. Nov. die erste öffentliche Gottes-Verehrung darinnen gehalten, obgleich noch wenige Size vorhanden waren. In der Mitte, wo jezt die schönen Leuchter hangen, waren Laternen;

die Tafeln kamen erst im Jahr 1695 hinein; ihre volle Zierde aber, erhielt sie im Jahr 1749, da das kostbare **Orgelwerk** darinnen aufgestellt wurde. *)

Stiftung des Arbeit- und Zucht-Haußes 1682.

Während dieser großen Veränderung, die in Straßburg vorgieng, ward der Magistrat gleichwohl auch auf die Verbesserung der innern Zucht-Polizei bedacht. Zu dem Ende wurde den 21. Januar beschlossen: in dem Kloster bei St. Wilhelm ein **Arbeitshauß**, und in der Elenden Herberge ein **Zuchthauß** aufzurichten. In dem ersten sollten Brodlose Leute, Gassenbettler und Kinder schlechter Aeltern aufgenommen, zum Wollspinnen angehalten, und im

*) Da ich oben die Unruhen erzählt habe, welche der unruhige Prediger, M. Groß in Straßburg anrichtete, wie auch desselben Urtheil: so muß ich auch noch melden, daß er auf Fürbitte des Intendanten, den 25. Jan. 1682. seines Arrests, in welchem er über 23 Jahr ausgehalten hatte, ohne eine Abbitte zu thun, entlassen wurde, worauf er bald hernach starb.

Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet, in dem andern aber böse, und der bürgerlichen Gesellschaft schädliche Menschen aufgehoben, und unter scharfer Zucht zur Arbeit angehalten werden. Diese nüzlichen Anstalten wurden auch damals glücklich angefangen; seither aber um sehr vieles erweitert und verbessert.

Bau der Citadelle, der Vestung Kehl, der Rheinschanze, der beiden Forts, welche die Stadt beherrschten; des Breusch-kanals 1682.

Wie viel dem Könige von Frankreich an dem Besiz der Stadt Straßburg gelegen war, und wie wenig er daran dachte, dieselbe jemals wieder an das Reich abtreten zu wollen, sahe man deutlich, an den ungeheuern Anstalten, welche gleich nach ihrer Besiznehmung, zu Anlegung einer **Citadelle**, welche den Rhein und die Stadt zugleich beherrschte, und noch andern großen Vestungsarbeiten, gemacht wurden. Schon den 24. Oct. vorigen Jahrs, als der König das erstemal in unsern Mauern war, nahm er den Plaz, auf welchem die Citadelle schon abgestochen war, in Augenschein, und befahl ihren Bau, der auch, in Gestalt eines regulären

Fünfecks, sogleich angefangen wurde. Der daselbst gelegene Begräbnisplaz, St. Urbansaue wurde weiter herauf, vor das Mezgerthor, wo er noch ist, verlegt; die Häuser und Gärten aber abgeschäzt, und den Eigenthümern in bestimmten Terminen, aber sehr schlecht, bezahlt.

Um aber die so wichtige Rheinbrücke gegen jeden Angriff zu sichern, befahl der König, daß auf der langen Insel eine neue Rheinschanze, nicht weit von der alten, angelegt, und anstatt der bekannten Kehlerschanze eine starke Vestung, in Gestalt eines regulären Vierecks, erbaut werden sollte. Alle diese großen Werke wurden nach Angabe, und unter der Oberaufsicht des berühmten Ingenieur-Offiziers H. von Vauban würklich ausgeführt. Das Mauerwerk zu allen diesen Bevestigungen ward durch eine absteigende Versteigerung einem Ingenieur um zwei Millionen Livres überlassen.

Um die große Menge Baumaterialien zu diesen Bevestigungen herbei zu schaffen, mußte vor allen Dingen ein 24 Schuh breiter, und 8 Schuh tiefer Kanal, mit einigen starken Schleußen, von Sulz bis Strasburg, vier Stunden in der Länge, gegraben werden; und in wenigen Monaten war er schon so weit fertig,

daß er konnte befahren werden. Im folgenden Jahr bot der König diesen **Kanal** der Stadt zu kaufen an; da sich aber der Magistrat nicht damit belasten wollte, überließ er ihn der Stadt zu ihrem Gebrauch, wofür sie jedoch die **Unterhaltungskosten** bezahlen mußte. Diese waren aber sehr beträchtlich, und für Straßburg eine große Last. Man rechnet, daß sie ein Jahr in das andere 20,000 Livr. betragen haben. Jezt erst, in dem laufenden Jahr 1792, sind diese Kosten, wie noch viele andere, der Stadt abgenommen, und auf das ganze Departement gelegt worden.

Mittlerweile als man zu dem Bau der Citadelle und der Vestung Kehl die besten Vorkehrungen machte, erbaute man an der Abendseite der Stadt, in gröster Eile aus den zweien Bollwerken **Lug ins Land** und **Roseneck**, **zwei** kleine **Vestungen**, um die Stadt im Zaum zu halten. Die erste le Fort blanc, bei dem Weissenthurn, ist im vorigen Jahr, 1791, gegen die Stadt zu, wieder abgebrochen, und der tiefe Graben zugeworfen worden; wobei sich die Bürger, die freiwillig an der Zerstörung dieser ihnen so schimpflichen Vestung arbeiteten, sehr vergnügt und thätig bewiesen. Die andere, le

Fort de pierre, neben dem Steinstraßerthor, stehet noch in ihrem Wesen, hat aber keinen Graben; sie wird wahrscheinlich, gegen die Stadt zu, auch noch dem Boden gleich gemacht werden.

Während der Zeit als man an diesen Forts bauete, wurde auch die Bürgerschaft angewiesen, alle ihre Gewehre und Waffen auf das Rathhaus zu liefern. Dieses Geschäfte gieng aber so langsam von statten, daß der Befehl zum öftern, und zulezt bei fünfzig Gulden Strafe, erneuert werden mußte; jedoch wurde keine weitere Gewalt dabei gebraucht.

Der Neue Kalender wird in Straßburg eingeführt, 1682.

Bis auf das Jahr 1583. hatte man keinen andern, als den alten **Julianischen Kalender**, in welchem der jährliche Umlauf des Erdballs um die Sonne zu 365 Tagen und 6 Stunden angegeben und berechnet wurde. Die Gelehrten hatten aber unterdessen entdekt, daß unsere Erde zu ihrer jährlichen Reise 11 Minuten, und 13 Sekunden weniger brauche, als jener Kalender angab; daß folglich alle vorhergehende Jahr um 11 Minuten und 13 Sekunden zu lange gewesen, und daß also seit so viel hundert Jahren

10 Tage zu viel gerechnet seyen. Der damalige Pabst, Gregorius XIII, wollte diesen unschuldigen Irrthum berichtigen, und die bessere Ordnung einführen; er nahm also aus dem Monat November die zu viel gerechneten 10 Tage heraus; dadurch geschahe es natürlich, daß das Weihnachtfest und alle folgende Feste des Jahrs um zehn Tage früher eintraten, als nach dem alten Kalender. Der Pabst befahl der ganzen Christenheit, seinen verbesserten Kalender, den er nach seinem Namen den Gregorianischen nannte, einzuführen. In Katholischen Ländern leistete man ihm gerne Gehorsam, aber nicht so in Protestantischen Städten und Provinzen. Diese behielten viel lieber den alten fehlerhaften Kalender, als daß sie einen Verbesserten auf Befehl des Pabsts und unter seinem Namen angenommen hätten. Auch unsere Vaterstadt blieb bei dem alten Kalender, da im Gegentheil der Bischof den Neuen eingeführt hatte. Durch diese Ungleichheit in Haltung der Fest- und Feiertage, und des ungleichen Datums entstand viele Unordnung und Unruhe. Aber den 11. Febr. 1682. kam ein Königlicher Befehl, nach welchem die Stadt den neuen Kalender annehmen mußte. Endlich bemerkten die Protestan-

ten,

ten, daß auch der Gregorianische Kalender noch fehlerhaft wäre, maßen derselbe wohl die Minuten, aber nicht die 13 Sekunden ausgeglichen habe; deswegen schlug der Professor Weigel in Jena, um das Jahr 1699. den Protestanten wieder einen neuen, von ihm verfertigten Kalender vor, der auch von ihnen allgemein angenommen wurde. Weil aber in diesem auch 10 Tage weggestrichen werden mußten, so kamen beide Partheien wieder zusammen.

Jede gute Sache, die zu beßrer Ordnung der Dinge führet, sollte von allen mit Freuden angenommen werden, sie komme auch von wem sie wolle. Die **Protestanten** hatten also sehr Unrecht, daß sie blos auf den **Stifter** des Neuen Kalenders, und nicht auf den **Nutzen** desselben sahen; so wie auch der **Pabst** einen großen **Ehrgeiz** und eine grenzenlose **Herrschsucht** verrieth, indem er ein Werk, das er doch nicht gemacht hatte, sich selbst zueignete, und dann der ganzen christlichen Welt **befahl**, dasselbe unter seiner **Autorität** anzunehmen! **Gregor** wußte doch wohl, wie die Protestantische und Griechische Kirche gegen ihn dächte. Er sahe voraus, daß sie diesen Kalender unter solchen Umständen nicht annehmen

würden; er konnte leicht berechnen, wie viel Unordnung und Verwirrung aus einer doppelten Zeitrechnung entstehen müße; und doch hatte der **Knecht aller Knechte** des Herrn nicht so viel Bescheidenheit, den Neuen Kalender, um des allgemeinen Nuzens willen, in einer annehmlichern Gestalt, und unter einem andern Namen in die Welt zu schicken. Indessen obgleich die Menschen oft noch so leidenschaftlich handeln, so dringt das Gute, wenn es auch lange aufgehalten wird, doch endlich durch, und wird durch den leidenschaftlichen Widerstand nur noch besser. So gieng es auch mit diesem Kalender. Alle Staaten in Europa haben jezt die **verbesserte Zeitrechnung** angenommen; nur allein in **Rußland**, oder vielmehr in der **Griechischen** Kirche, wo man überhaupt in der Aufklärung noch um einige Jahrhundert zurüke ist — ist der **alte Kalender** noch gebräuchlich.

Fernere Geschichte des Dominikus Dietrich, alten Ammeisters, Dreizehners und Scholarcha in Straßburg von 1682 bis 1694.

Die Ordnung der Zeitfolge leitet mich nun wieder auf die Geschichte des alten Ammeisters,

Dominikus Dietrich, der nun schon über hundert Jahre lang, von Straßburgs Bürgern so wohl, als von den Ausländern, **der Verrätherei gegen das Vaterland**, beschuldiget worden ist. Ich will dem Urtheil meiner Leser nicht vorgreiffen; ich will ihnen nur, wie es meine Pflicht ist die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes ehrlich und getreu erzählen, wie ich sie in den Urkunden aufgezeichnet finde; ich will ihnen die Quellen anzeigen aus denen ich schöpfe: aber ich bin gewiß, sie werden am Ende ganz anders über Dominikus Dietrich urtheilen; sie werden **keine Spur von Verrätherei** entdeken; aber vielleicht finden sie gar redende Beweise, daß **thätiger Eifer für die republikanische Freiheit seiner Vaterstadt**, wie **für die Protestantische Religion** seine ganze Seele belebte. Dann werden sie ohne Zweifel ihren Irrthum bereuen; dem so lange miskannten und niedergedrükten Manne eine mitleidige Thräne weihen; die Bosheit und Schwachheit der Menschen beseufzen, und **in ähnlichen Fällen ihr Urtheil über Andere weislich zurüke halten!**

Es ist sehr wahr, was der berühmte Jesuit, Pere Laguille, in seiner Geschichte vom

Elsaß über Dominikus Dietrich geschrieben hat, wenn er Liv. XXIII. pag. 166 sagt.

Ce n'eſt donc pas à la perfidie de Mr. Güntzer, & encore moins aux intrigues du Sieur Dietrich, l'homme de Strasbourg le plus opiniâtrement déclaré contre la France, qu'on doit attribuer la reddition de cette ville.

C'eſt à la ſageſſe des Magiſtrats, qui ayant en vain ſollicité pendant pluſieurs mois, le ſecours de l'Empereur & de l'Empire, ſe ſont vûs abandonnés à leurs propres forces, & dans l'impuiſſance de tenir contre des armes auxquelles l'Empereur & tout l'Empire avoient eux-mêmes été contraints de céder.

das heißt:

„Man hat alſo nicht der Treuloſigkeit des Herrn „Güntzer, und noch viel weniger den In„triguen des Herrn Dietrich, eines Mannes, „der in Straßburg der erklärteſte Gegner „Frankreichs war, die Uibergab dieſer Stadt „zuzuſchreiben. Sie war vielmehr eine Folge „der Weisheit des Magiſtrats, welcher mehrere „Monate die Hülfe des Kaiſers und des Reichs „vergeblich angeflehet hatte, ſich aber ſeinen „eigenen Kräften überlaſſen, und in der Un„möglichkeit ſahe, den Waffen zu widerſtehen, „welchen der Kaiſer und das Reich ſelbſt hatte „weichen müßen.„

Dieses Urtheil eines ganz unverdächtigen Mannes wird durch die noch vorhandenen Urkunden bestätiget; aus welchen zugleich auch erhellen wird, durch **wen** und durch **was für** niederträchtige **Mittel** dieser, für die republikanische Freiheit seiner Vaterstadt eifernde Mann, in den **Verdacht** der Verrätherei gebracht worden ist.

In der **Hamburger Zeitung** wurde den 12 Februar 1682, unter dem Artikel **Frankfurt**, eine **Oration**, (Rede) eingerükt, die **Dominikus Dietrich** in Straßburg sollte gehalten haben; die aber so beschaffen war, daß sie ihn bei allen teutschen Patrioten nothwendig verhaßt machen mußte. In der **Ulmer Zeitung** wurde sie gleichfals abgedrukt, und in **Augsburg** kam ein **Kupferstich**, von dem Einzug des Bischofs zu Straßburg heraus, deme diese **Oration** ebenfalls beigefügt ward. Jedermann in Straßburg wußte daß **Dominikus Dietrich** gar keine Oration an die Franzosen gehalten habe, und daß die ihm angedichtete Rede gerade das Gegentheil von seiner wahren Gesinnung sey. Der Magistrat schrieb derowegen an die Städte **Hamburg, Frankfurt, Ulm** und **Augsburg**; erklärte diese Rede für falsch

und boshaft, verlangte ihre Unterdrükung und die Bestrafung des Verfassers. Alle vier Städte versprachen durch einen öffentlichen **Wiederruf** die Eindrüke auszulöschen, welche ihre Bekanntmachung etwa gemacht haben möchte; aber den **Verfasser** wollte Frankfurt nicht anzeigen, weil es **eine vornehme Person** wäre.*) Dieses ist, meines Erachtens, **die Quelle des Verdachts** der Verrätherei über den Ammeister Dietrich **im teutschen Reiche.** Da **Ulrich Obrecht,** Rath und Advokat der Stadt Straßburg, eben damals, wegen einem Rechtshandel, in Frankfurt anwesend war, so glaubte jedermann, daß die nemliche Hand, die ihm hernach an dem Französischen Hofe eine Grube zu graben suchte, ihn auch in dem teutschen Reich anzuschwärzen sich bemühet habe. Diesemnach wäre alles, was geschahe, **eine Folge des Obrechtischen Prozesses.** Ich halte mein eignes Urtheil hierüber zurücke; — **Es kann eine Sache sehr viel Schein der Wahrheit haben, und sie verhält sich doch ganz anders!** Sicher hatte **Dominikus Dietrich** an

---

*) Siehe Sebastian Brands Annalen der Stadt Straßburg, bei dem Jahr 1682.

dem **Ulrich Obrecht**, dem Sohn des hingerichteten D. Obrecht, einen Lebenslänglichen Feind; aber ohne Zweifel waren ihrer noch mehrere im Regiment.

Obrecht suchte dem französischen Hofe zu schmeicheln und that ihm insgeheim den Vorschlag, die Stelle eines **Königlichen Prätors** anzurichten, der die Oberaufsicht über das ganze Stadtwesen hätte, und zugleich das Königliche Interesse besorgte. Der Hof, der die großen Vortheile einer solchen Stelle leicht einsahe, ließ sich den Vorschlag gefallen, und man fieng an diese Sache allmählig einzuleiten. **Obrecht** nahm die Katholische Religion an, welches der Sekretarius **Günzer** vorher auch schon gethan, und dafür die Stelle eines **Königlichen Consulenten** erhalten hatte. Der König äußerte nun gegen seine vertraute Agenten den Wunsch, den ganzen Magistrat in Straßburg Katholisch zu machen, und **Obrecht** fand die Sache nicht schwer, wenn man nur den **Dominikus Dietrich**, der gleichsam die Seele des Magistrats wäre, dazu bewegen könnte. Dieß geschahe im Anfang des Jahrs 1685.

Darauf folgte den 26. Februar ein geheimes Schreiben des Ministers Louvois (Lettre de

Cachet) in welchem dem Dominikus Dietrich befohlen wurde, in Zeit von acht Tagen bei Hof zu erscheinen. Dietrich reißte sogleich ab, und man begegnete ihm mit vieler Höflichkeit und Achtung. Täglich mußte er bei Hof aufwarten, und zwar allemal in seinen Amtskleidern, in denen er sonst im Rath zu sizen pflegte, aber nie sagte man ihm ein Wort warum man ihn eigentlich nach Paris berufen hätte. Während seinem Aufenthalt daselbst erhielt **Ulrich Obrecht** in Straßburg, den 24. April, vom Hofe das Patent, als **Königlicher Prätor**, mit der ausgedehntesten Vollmacht; worüber sich zwar der Magistrat sehr beschwerte, aber nichts dagegen ausrichten konnte.

Dietrich wurde indessen immer am Hof aufgehalten, ohne daß er die wahre Absicht dieses Aufenthalts erfahren konnte. Einmal wagte er es, sich Erläuterung hierüber auszubitten; er erhielt aber von dem Minister die Antwort: Man würde es ihm sagen, wenn es Zeit wäre! Endlich als er, (im Monat Julius) wie gewöhnlich, bei einer öffentlichen Audienz des ersten Ministers, Louvois, erschien, kam dieser, von andern vornehmen Herren begleitet, auf ihn zu, hatte eine geöffnete Bibel in der Hand,

und sagte zu Dominikus Dietrich: Leset hier den Willen eures Königs! Es war die Stelle 1 Maccabäer 2, v. 17=18, da es heißt: „Die Hauptleute Antiochi sprachen zu „Mattathias: Du bist der Vornehmste „und Gewaltigste in dieser Stadt, und „hast viele Söhne und eine große Freund= „schaft, darum tritt zuerst dahin, und „thue was der König geboten hat; wie „alle Länder gethan haben, und die Leute „Juda, die noch zu Jerusalem sind: so „wirst du und deine Söhne einen gnädi= „gen König haben, und begabet werden „mit Gold und Silber und großen Gaben.„ Dominikus Dietrich, der schon lange eine solche Zumuthung erwartet hatte, und ausserordentlich Bibelvest war, kehrte die Bibel herum und sagte: „Die Fortsezung enthält meine Antwort, „v. 19, 20, 21. Da sprach Mattathias „frei heraus: Wenn schon alle Länder „Antiocho gehorsam wären, und jeder= „mann abfiele von seiner Väter Gesez, „und willigten in des Königs Gebot: so „wollen doch ich, meine Söhne, und „meine Brüder nicht vom Gesez unsrer „Väter abfallen. Da seye Gott für! das

„ wäre uns nicht gut, daß wir von Gottes
„ Wort und Gesez abfielen.

Gleich den andern Tag erhielt **Dominikus Dietrich** seinen Verweisungbrief; (Lettre d'Exil) er wurde in allen Gnaden von seinem Vaterlande verbannt, und nach Gueret, im mitteln Frankreich (Depart. de la Cruse) verwiesen. In Straßburg wußte man inzwischen von allem was vorgegangen war, keine Silbe, ohne daß den 20. Juli ein Königlicher Befehl ankam, daß man die Aemter, welche Dominikus Dietrich bekleidet hätte, besezen sollte, indeme der König gesonnen wäre, ihn bei sich zu behalten; die wahre Ursache seiner Verweisung hingegen wußte niemand als der, der sie im Finstern selbst bewirkt hatte. Inzwischen zweifelte niemand daran, daß **Ulrich Obrecht**, der neue **Prätor**, diese Sache bei Hof also angegeben habe, damit er sich, wegen der Hinrichtung seines Vaters an Dietrich rächen könnte, und weil dieser kluge und eifrige Patriot seinen Absichten überhaupt im Wege stand. So bald Dietrich von Straßburg entfernt war, kam ein Dekret um das andere, welches die Religionsfreiheit der Protestanin engere Grenzen einschloß; doch, wir wollen zuvor die Geschichte des so lange verkannten und

niedergedrükten Mannes noch weiter verfolgen; und ihn aus seinem Exilio selbst noch reden hören.

Es hat derselbe unter dem 4 April 1686 sein Glaubensbekenntniß eigenhändig niedergeschrieben, dasselbe mit seinem Insiegel bekräftiget, und seinem alten Bedienten, den er um der Religion willen abdanken mußte, mit gegeben. Das Original selbst ist noch vorhanden, und befindet sich bei den Urkunden und Briefen, welche bei Ausarbeitung dieser Geschichte immer zum Grund gelegt worden sind. Sie lautet also:

„Ich, Dominikus Dietrich, von „Straßburg, bezeuge hiemit vor Gott „dem Allmächtigen, daß ich in meinem „Gewissen versichert bin, glaube und er„kenne, daß die evangelische Religion, „ohngeänderter Augsburgischer Confession, „inmassen dieselbe in unsern, den luthe„rischen Kirchen, (wie man sie gemeinig„lich zu nennen pflegt) gelehret wird, „dem allein seeligmachenden Worte Got„tes ganz gemäß ist, und daß ich deswegen „einige Scrupules oder Zweifel nicht habe; „sondern besagter evangelischer Religion

„ mit Mund und Herzen beipflichte; auch
„ bei dieser Bekenntnis bis in meinen Tod
„ beständig und vest zu verbleiben und zu
„ verharren, also nimmermehr davon ab-
„ zuweichen, sondern darauf zu leben und
„ zu sterben vest entschlossen bin. Als der
„ ich durch Gottes Gnade aus seinem hei-
„ ligen Wort so viel erlernet, und eine
„ solche Wissenschaft (ohne Anmaßung un-
„ ziemenden Ruhms) erlanget, daß, wenn
„ ich von solcher Religion sollte abfallen,
„ ich an meinem lieben Gott wider mein
„ Gewissen würde untreu und ein falscher
„ Heuchler, mithin vor dem Richterstul
„ Christi ewig verdammt werden; nach des-
„ selben klarer Aussage, Matth. 24, v. 51.
„ Zu mehrerer Bekräftigung und Bestäti-
„ gung dieser meiner vesten Resolution,
„ habe ich gegenwärtiges Attestat meines
„ Glaubens und Bekenntnisses mit eigner
„ Hand geschrieben, auch mein gewöhnlich
„ Petschaft dazu gedrukt, zu so gewißer
„ Urkund, als wenn es in dem lezten Au-
„ genblik meines Lebens, und mit meinem
„ Blute geschrieben wäre. Und das son-
„ derlich deswegen und zu dem End, daß

„ wenn nach Gottes unerforschlichem Wil-
„ len, ich etwa an einem solchen Orte
„ würde oder müßte sterben, da niemand
„ so meiner Religion zugethan, bei mir
„ seyn, und Zeugnis von meiner Bestän-
„ digkeit geben könnte oder dörfte; (gestal-
„ ten man allbereit den Diener, so ich
„ bei mir hatte, um weilen er meiner Re-
„ ligion war, von mir wegzuschaffen, bei
„ Ansezung der Strafe von 1000 Livr.
„ für mich, und der Galeen für den Die-
„ ner, mich genöthiget hat) solche meine
„ Standhaftigkeit bei der Evangelischen
„ Religion dannoch hierdurch möge erwie-
„ sen, und männiglich kund gemacht, mit-
„ hin alles widrige Fürgeben, so man mir
„ etwa andichten oder von mir ausgeben
„ möchte als ungegründet, vernichtet und
„ hintertrieben werde."

Actum Gueret dans la Marche
den 4. April 1686.

(L.S.) Dominikus Dietrich.

Aus den Briefen, welche von Herrn Tarade, durch dessen Hand alle Briefe und Befehle vom Hof an den Dominikus Dietrich abgefertigt wurden, wie auch aus denen, die von einigen Jesuiten, und andern Personen an ihn geschrieben worden sind, erhellet, daß man dem Dominikus Dietrich in seinem Exilio von allen Seiten her hart zusezte, seinen Glauben zu verändern. Der berühmte Bossuet, Bischof von Meaux, wurde selbst vom Hof beordert an seiner Bekehrung zu arbeiten; nach ihm bekam ein andrer Pfarrer in der Nähe den nemlichen Auftrag; Jesuiten und Mönche bestürmten seine Standhaftigkeit fast täglich: aber Dietrich blieb unbewegt.

Auf Fürbitte der Gemahlin des Dauphin, welche einige Jahre vorher in dem Hause des Dominikus Dietrichs beherbergt wurde, erhielt er im Jahr 1687, den 19. Dec. seine Freiheit wieder; doch unter der Bedingung, vorher bei Hof zu erscheinen, ehe er nach Straßburg abreiße; dieses that aber unser Dietrich nicht; darüber fiel er neuerdings in Ungnade, und mußte nach Vesoul ins Exilium wandern. Hier blieb er bis den 30. Apr. 1690, da er, wegen überhandnehmender Alters-Gebrechen abermal Er-

laubnis erhielt, in den Schooß seiner Familie zurücke zu kehren; doch daß er nicht aus seinem Hauße gehen, *) und mit niemand, als mit seinen Verwandten, reden sollte. Während seinem hiesigen Aufenthalt ließ er sich in einer Sänfte, welche er sein Hauß nannte, öfters in die St. Nikolaus-Kirche tragen, und vor den Altar hinstellen, um in derselben der Predigt zuzuhören; dieser Ursachen wegen wurde er von den Vornehmsten der Stadt, die alle seine Tritte und Schritte beobachteten, abermals bei Hof verklagt; und man fürchtete eine nochmalige Verweisung. Es scheint aber der König wollte die Straßburger, bei denen Dietrich nun alles galt, nicht zu sehr entrüsten, da ohnehin sein Ende nicht mehr ferne schien. Im Jahr 1692, erhielt er die Erlaubniß, auszugehen; auch, wenn es seine Gesundheit erfodere, ausserhalb der Stadt; nur solle er sich der Regierungsgeschäfte nichts mehr annehmen, und das Rathhauß nicht betreten.

Seine volle Freiheit erhielt er erst im Jahr 1694, den 9. März, da er diese Welt verließ, um in eine bessere überzugehen. Er starb in

---

*) Er wohnte am Niklausstaden, im Kämpferischen Hause.

den Armen seiner Gattin und Kinder; seines Alters 74 Jahr, 11 Tage; seine Hülle liegt auf der St. Urbans-Aue begraben; sein Sohn, Johannes Dietrich, folgte ihm als Dreizehner in seinen Aemtern, und seine drei Töchter waren an Mollinger, Franz und Wieger verheurathet.

Aus dieser originellen Erzählung einer Geschichte, die schon ein volles Jahrhundert in tiefes Dunkel eingehüllet war, ergiebt sich, daß Dominikus Dietrich am französischen Hofe für einen gefährlichen Mann gehalten wurde, der die ohnehin noch republikanisch gesinnten Bürger aufheze, daß sie ihren Hals nicht so gutwillig unter das drükende Joch eines despotischen Königes beugen sollten: während man ihn in Teutschland für einen erkauften Verräther ansahe, der die Stadt Straßburg den Franzosen in die Hände gespielet hätte. Da der wahre Hergang der Sachen, aus Furcht vor dem Französischen Hofe, niemals bekannt worden ist, so hat sich das, in Teutschland ausgestreute Gerücht immer weiter, und nach und nach auch auf Straßburgs Bürger verbreitet. Ich habe diesen Dominikus Dietrich schon vor 40 Jahren, in meiner Geburtsstadt, Kaufbeuern als den Verräther

Straß-

Straßburgs schildern hören; und von meinen Mitbürgern in Straßburg sind noch viele, aus Unwissenheit, eben dieser Meinung.

Ich bin es also der Wahrheit — ich bin es der Asche dieses um Straßburg verdienten Mannes — ich bin es meinen Mitbürgern und endlich der Nachwelt schuldig — eine Geschichte, über welche so viel Falsches und Halbwahres geredet und geschrieben worden ist, in ein helleres Licht zu stellen!

Brand im Münster, 1682.

In der Nacht auf den 19. Juli kam im Münster ein heftiges Feuer aus. Die Bürgerschaft eilte herbei um löschen zu helfen; allein die Garnison wollte sie aus Mistrauen oder Vorurtheil nicht zum Feuer lassen; daraus entstand Streit und die Gefahr wurde größer. Johannes Lümp, der Stadt Baumeister, der sich sehr viele Mühe gab die Ordnung herzustellen, und die Löschanstalten einzuleiten, konnte gleichwohl nicht zum Zweck kommen; zulezt stürzte er im Finstern, aus Mangel der Lichter, auf die Gewölbe hinab, und blieb auf der Stelle todt. Endlich, da es Tag wurde, und die Franzosen sahen,

daß sie allein das Feuer nicht löschen könnten, erlaubte man den Bürgern den Zutritt, und nun war die Flamme bald gedämpft. Nachher wurde eine neue Feuerordnung aufgesezt und der Bürgerschaft bekannt gemacht.

Canzlei-Brand, 1686.

Ein anderer, für das gemeine Wesen weit schädlicherer Brand, entstand im Jahr 1686. den 13 Novemb., Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, in der damaligen Stadt-Canzlei, am Eck der langen Straße. Das ganze große Gebäude wurde ein Raub der Flammen; und obgleich schleunige Hülfe vorhanden war, so gieng doch ein großer Theil wichtiger Schriften im Rauch auf. Insonderheit hat die Dreizehn-Kammer sehr dabei gelitten. Und dieses große Unglück war bloß eine Folge der Unachtsamkeit und Sorglosigkeit der Canzlei-Bedienten.

Pfaffen und Mönche kommen wieder nach Straßburg. 1682.

Noch war kein Jahr verflossen, seit dem die Stadt Straßburg unter französischer Hoheit stunde, als sich diejenigen Orden und Stifter, die ehemals in dieser Stadt angeseßen gewesen

waren, auch wieder einfanden, und aufs neue aufgenommen zu werden verlangten. Einige kamen mit demüthigen Bitten, die man aber nicht abschlagen durfte, weil sie Empfehlungs-Schreiben vom Hof mit sich brachten; solche waren die **Jesuiten** von Molsheim; sie logirten sich im Bruderhof ein; die **Kapuziner**, denen der König ein neues Kloster und eine Kirche, zwischen der Stadt und der Citadelle, bauen ließ; es waren Anfangs 16 Mönche darinnen; **Antonier**, 24 an der Zahl, denen man ihr Kloster und die Kirche wieder einräumte, die neben der St. Andreas-(Franciskaner) Kirche gestanden ist! Ausser diesen Orden kamen auch die **Johanniter**, und verlangten Genugthuung für ihr im Jahr 1534, niedergerissenes Kloster; nach einem langwierigen Proceß wurde ihnen das Kloster zur **heiligen Dreifaltigkeit**, im grünen Bruch, eingeräumt, welches sie bis jezt, da ich dieses schreibe, besessen haben. So verlangte auch der Bischof die drei Stifter, **Allerheiligen**, **Alt- und jung St. Peter** wieder restituirt; welches Begehren dahin verglichen wurde, daß man ihme von den beeden St. Peters-Kirchen **das Chor, mit allen Gefällen**, einräumte. Und damit beide Religions-Verwandte in ihren Gottesver-

ehrungen nicht gestört würden, so wurde zwischen dem Chor und dem Schiff der Kirche eine **dicke Mauer** aufgeführt.

Dieser Unterscheid der Tempel und der Meinungen hätte wohl statt finden können, wenn nur nicht eine noch viel **undurchdringlichere Scheidewand** ihre Gemüther getrennt, und an der wahren Gottesverehrung im Geist, wie auch an herzlicher, thätiger Bruderliebe gehindert hätte! denn der, der Herzen und Nieren prüfet, höret wahrlich nicht auf Worte, und siehet nicht auf äußerliche Gebräuche: sondern allein auf **liebevolle Gesinnungen und Thaten.** Daran, sagt der gröste Menschenfreund, wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd: **so ihr Liebe unter einander habt.** Unsere Väter haßten und neideten sich noch unter einander: aber gleichwie durch die Predigt der Apostel die **Scheidewand** zwischen Juden und Heiden zerbrochen wurde, so wird auch durch die **neue Schöpfung Frankreichs** der leidige **Religions-Neid** zwischen **Katholiken** und **Protestanten**, zwischen **Christen** und **Juden** gänzlich vertilgt, und durch den **Genuß gleicher Rechte in Brudersinn und Gemeingeist** verwandelt werden, Halleluja!

Den 15. August, als am Tage der Himmelfahrt Mariä, verlangte man von dem Magistrat, daß derselbe, dem Könige zu Ehren, der feierlichen Procession, beiwohnen sollte, welche er selbst angeordnet hatte. Diese Zumuthung sezte die sämmtlichen Glieder des Magistrats in großes Erstaunen; sie merkten wohl, daß man durch diese Einladung ihren Eifer in der Religion auf die Probe stellen wolle, und wenn man sie schwach oder sehr nachgiebig finden sollte, noch weiter in sie dringen, und nicht eher ruhen würde, bis der ganze Rath Katholisch gemacht wäre. Sie faßten demnach einen männlichen Schluß, indem sie erklärten: „Sie seyen dem Könige in aller Ehr„erbietung und zu allem Gehorsam verpflichtet; „und wären bereit ihre Treue bei allen Gelegen„heiten ferner thätig zu beweisen: da aber Ihro „Königliche Majestät der Stadt völlige Re„ligions- und Gewissens-Freiheit zugesagt, „diese Ceremonie aber eine solche religiöse „Handlung sei, deren sie, ihren Religionsbe„griffen gemäß, nicht beiwohnen könnten: so „bäten sie, daß Ihro Königliche Majestät ihre „Weigerung nicht in Ungnaden aufnehmen „möchte.„ Der Hof schien mit dieser Erklärung

zufrieden zu seyn; denn seinen angenommenen Grundsäzen gemäß, durfte er in Ansehung der Religion der Straßburger keine Gewalt brauchen.

Indessen suchte man von dieser Zeit an, und in den spätern Jahren, den Abfall der Bürger von der protestantischen Religion dadurch zu reizen, daß man ihnen in den Königlichen Verordnungen hierüber mancherlei Vortheile einräumte, wenn sie sich in den Schoß der römischen Kirche begeben würden. In diesem Falle sollten sie drei Jahre von allen Abgaben, und von den Einquartirungen befreit seyn; eben so lange durfte sie auch kein Schuldner verfolgen, oder einige Zahlung verlangen; und endlich war auch dieß der Weg, Aemter und Ehrenstellen zu bekommen. Auf der andern Seite suchte man die Protestanten immer mehr einzuschränken. Kein Evangelischer Prediger, durfte bei Verlust seiner Kirche, Proseliten annehmen; die Ehen aus beiden Religionen wurden verboten; die Menge römischer Feiertage mußten auch die Protestanten feierlich begehen; alle unehlichen Kinder dieser Kirche mußten katholisch getauft und erzogen werden; wenn ein Theil Protestantischer Aeltern die Religion änderte, so mußten auch die Kinder, wenn sie noch nicht

kommunicirt hatten, katholisch seyn; wenn in einem Protestantischen Ort auf dem Lande nur sieben Katholische Familien waren, so mußte ihnen der Chor besonders eingeräumt, die Kirche sammt den Einkünften gemeinschaftlich gehalten, der Bau und die Unterhaltung des katholischen Pfarr- und Schulhaußes aber, sammt dem Schulmeister, von der ganzen Gemeine getragen werden; Alle Amtleute, Amt- oder Gerichtschreiber, Schultheißen und Fiskale im ganzen Lande, mußten katholisch seyn. Auch der Magistrat zu Straßburg und alle Stadtämter und Ehrenstellen mußten im Jahr 1687 zur Hälfte mit Katholischen Bürgern besezt werden. Inzwischen blieb doch bei allen diesen Schmälerungen der Rechte der Protestanten im Elsaß ihre Religions-Uibung und Gewissens-Freiheit unangefochten.

Im Jahr 1686. mußten auf Königlichen Befehl den Katholischen noch drei Pfarr-Kirchen, nemlich St. Marx, St. Stephan und die Kirche der Karmeliten, jezt St. Louis, eingeräumt — und im folgenden Jahr den 22 Juni, auch die Kirche zu Allerheiligen abgetretten werden. Doch blieben die Gefälle und Einkünfte von den drei Kirchen, für jezt

noch den Protestanten vorbehalten; das Stift Allerheiligen blieb mit Stiftsherren aus beiden Religionen besezt, bis der Protestantische Theil nach und nach abstarb. Auch waren die Stifts-Frauen bei St. Stephan noch alle evangelisch; bis im Jahr 1698. die lezte Administratorin Elisabetha Henrietta, Vitzthum von Eckstedt, ihre Würde selbst niederlegte; weil sie wegen gegebenem Aergernis dieselbe nicht mehr behalten durfte. Auf vieles Anhalten des Königlichen Prätors, des Intendanten und anderer Herren, machte endlich der Magistrat dem Könige mit dem Stift St. Stephan ein ihm angenehmes Geschenk; und so kam es wieder in die Hände der Römisch-Katholischen; im Jahr 1702.

Straßburg wird von dem Kaiser und dem Reich förmlich an Frankreich abgetreten. 1684 — 1697.

Habe ich meinen Lesern bisher die vornehmsten Begebenheiten und Veränderungen erzählt, die sich bei und nach der Uibergabe der Stadt Straßburg an Frankreich, in ihren Mauern ereignet haben: so muß ich ihnen nun auch sagen, wie sehr sich die Straßburger, in Ansehung des Kai-

sers und des Reichs, von denen sie noch immer Rettung erwarteten, in ihrer Hoffnung betrogen sahen.

Gleich nach der Einnahme der Stadt stellte der Kaiser und das Reich in Frankfurt am Mayn Unterhandlungen mit Frankreich an, so wie auch die Spanier in Courtray ein gleiches thaten; Allein Ludwig der Despote betrug sich damals nicht anders, als ob er dem ganzen Europa Geseze vorzuschreiben das Recht hätte. Er machte die unerträglichsten Bedingungen, und schlug unterdessen, selbst während den Friedens-Tractaten, immer mit dem Schwerdt darein. Da nun solchergestalt die Unterhandlungen aufhören mußten, so schloßen der Kaiser und das teutsche Reich mit Spanien und den vereinigten Niederlanden ein Vertheidigungs-Bündnis gegen Frankreich, und man sahe dem Ausbruch eines verheerenden Krieges mit Angst und Unruhe entgegen. Der Krieg mit Spanien brach auch wirklich in volle Flammen aus: allein bei der großen Uibermacht Frankreichs nahm er auch bald wieder ein Ende. Holland bemühte sich, so gut es konnte, das schon ausgebrochene Französische Ungewitter abzuwenden, und verglich sich mit Frankreich, den 29. Juni

1684 über den Plan eines **Waffenstillstands** auf 20 Jahre, der mit Spanien, dem Kaiser und dem Reiche geschloßen werden sollte. Spanien hatte schon viel verloren, und war froh, daß es mit Ehren aus dem Spiel kommen konnte; und der Kaiser, der mit den Ungarischen Unruhen, und dem daraus erwachsenen Türkenkriege, alle Hände voll zu thun hatte, mußte sichs auch gefallen lassen; und so wurde dieser **Waffenstillstand**, den 15 August 1684 von allen verbündeten Mächten unterschrieben.

Der einzige Hauptartikel, unter welchem Frankreich dem Kaiser und dem Reich diesen zwanzigjährigen Stillstand der Waffen bewilligte, war der: **Frankreich soll während dieser Zeit im Besitz von Straßburg und Kehl**, wie auch aller, vor dem 1 August, 1681, in Kraft der Urtheile von Metz, Breisach und Besançon eingenommenen Orten **verbleiben**, und zwar **mit aller Souverainität**.

Hiemit war also die Hoffnung unserer Väter auf **zwanzig Jahre** verschwunden, und es war leicht vorauszusehen, daß Frankreich diese wichtige Stadt während dieser Zeit dermaßen bevestigen würde, daß keine Macht mehr im Stande wäre, ihme dieselbe wieder zu entreissen. Diese

Aussicht war aber für die Straßburger um so weniger tröstlich, da ihnen die Kapitulation, insonderheit was die Religion betraf, nicht wie sie wünschten, gehalten wurde, und sie auch die Ehre, eine Französische Kriegsstadt zu heissen, sehr theuer bezahlen mußten. Um dieses Leztere zu beweisen, darf ich nur, aus dem officiellen **Bericht, über den Finanz-Zustand der Gemeine Straßburg, vom 15 Nov. 1791**, das anführen, was für **ausserordentliche** Summen, von der Uibergabe der Stadt, bis auf das Jahr 1700, also in einer Zeit von **achtzehn** Jahren, zu den Bedürfnissen des Staats verwendet werden mußten:

Der **Bau neuer Casernen** betrug von 1682 bis 1684, **acht mal hundert tausend** Liv. und in dieser Summa ist der Ankauf der Häuser noch nicht begriffen, die vorher auf diesen Pläzen standen.

Die **Wohnung** für den **Intendanten** kostete 60 **tausend** Livr.

Zu Erbauung des **Mehl-Magazins** im Jahr 1686, wodurch die Stadt bei dem Einfluß des Wassers beschlossen und bevestiget, auch zugleich den allzugroßen Uiberschwemmungen in

der Stadt ein Damm gesezt wurde, fünf und siebenzig tausend Livr.

Im Jahr 1692 wurde der militärische Hospital erbauet, zu diesem weitläufigen Gebäude gab die gemeine Stadtkasse 120tausend Livr., wobei auch die Bürger, welche Häußer und Gärten auf diesem Plaz hatten, großen Schaden leiden mußten; weil ihnen nur der dritte Theil des wahren Werths bezahlt wurde; gerade so gieng es auch andern bei dem Bau der Citadelle.

In dem nemlichen Jahr wollte der Hof einige neue Königliche Stellen einführen; von diesen sich loß zu kaufen, zahlte die Stadt dem Könige, ein Don gratuit, (so genannter freiwilliger Beitrag) 300mal tausend Livr.

Im Jahr 1694 abermal ein Don gratuit von 160 tausend Livr.

Rechnet man diese ausserordentliche Beiträge zusammen, so ergibt sich eine Summa von 1,515,000 Livres, dazu kommt das ordentliche Abbonnement, jährlich 100 mal tausend Livr. also in 18 Jahren 1,800,000; folglich zahlte die Stadt an den König in Summa drei Millionen 315 mal tausend Livr. Uiber dieses mußte sie die Generalität, die Casernen, den Militärischen Spital und 32 Wacht-

stuben, mit Holz und Lichter versorgen; die Wälle unterhalten, und die vornehmsten Königlichen Beamten durch ansehnliche Geschenke sich geneigt machen. Dieses war freilich für eine so tief verschuldete und ausgesogene Stadt sehr schwer: dagegen aber genoßen auch unsere Väter Ruhe und Sicherheit; Nahrung und Wohlstand nahm bei ihnen täglich zu.

Um diese Zeit wurden auch drei neue Vestungen am Rhein, nemlich **Hüningen**, **Neu-Breisach** und **Fort-Louis** angelegt, und in unglaublich kurzer Zeit vollendet; **Landau** zu einer Hauptfestung gemacht, und **Schlettstadt** in einen guten Vertheidigungs-Stand versezt. Durch alle diese Vorkehrungen gab Ludwig XIV dem ganzen teutschen Reich die unleugbarsten Beweise, daß er dieses, ihm so bequem liegende Land ewig zu behalten gesonnen sey.

Der Waffenstillstand, der 20 Jahre dauern sollte, währte indessen kaum vier Jahre. **Ludwig** den seine Schmeichler den **Großen** nannten, weil er mit kaltem Blut Völker morden konnte, **Ludwig**, der **Tyranne**, hatte keine Ruhe, bis er die Flamme des Kriegs in allen vier Welttheilen auflodern sahe. Er trozte auf seine Siege, zählte nur die eroberten Städte und Vestungen

aber nicht die Thränen und Seufzer seiner armen Unterthanen, nicht den Jammer schuldloser, und bloß durch ihn in das äusserste Elend gestürzter Völker! Er handelte dem geschloßenen Waffenstillstand auf mancherlei Weise entgegen; mischte sich in die Pfälzische Erbschafts-Sachen — wie auch in die Wahl eines neuen Kurfürsten in Cölln; — zwang den Spanischen Admiral vor der Französischen Flagge die Segel zu streichen; — sezte durch sein genaues Verständnis mit Jakob II die Freiheit Englands in Gefahr, wodurch auch die Republik Holland mit dem Untergange bedroht wurde; — und indem er durch die greuliche Verfolgung der Hugenoten alle Protestantische Staaten gegen sich reizte, fieng er auch mit dem Pabst Händel an, und nahm Avignon in Besiz; so bot Ludwig XIV, mit Hülfe des Königs von England, dem ganzen Europa Troz, und fiel endlich, im Jahr 1688, ohne Kriegserklärung, in die Pfälzischen und Trierischen Länder ein; eroberte nach einer blutigen Belagerung die Vestung Maynz; verwüstete darauf die Pfalz aufs greulichste, brandschazte den Schwäbischen und Fränkischen Kreiß, und zwang also den Kaiser, daß er ihm den Krieg erklären mußte; so brach er auch mit

Spanien, der Republik Holland und dem Herzog von Savoien los, und zündete also das Kriegsfeuer nicht nur in einem großen Theil von Europa, sondern, wenn man den Seekrieg dazu nimmt, in allen vier Welttheilen zugleich an.

Als hernach der, ganz an Frankreich verkaufte König von England, Jacob II, verjagt und vom Thron gestossen, hingegen dem Prinzen von Oranien, Wilhelm III, die Großbritanische Krone aufgesezt wurde, verlohr Ludwig nicht nur seine mächtigste Stüze, sondern das so gefürchtete England vermehrte nun selbst die Zahl seiner Feinde, weil er den vertriebenen König unterstüzte. Ludwig hatte also einen harten Kampf zu kämpfen; er allein, ohne einen einigen Bundsgenossen, nahm es mit Spanien, England, Holland, dem teutschen Reich, Oesterreich und Savoien auf sich; und siehe, er siegte über das halbe Europa, und bot seinen Feinden, nach einem neunjährigen Kampfe, den Frieden selbst nach eignem Belieben an.

Merkt euch das, tapfere Franken! Ludwig, der Unterdrücker aller Menschen-Rechte, der von seinem Volke eben so sehr gehaßt, als von den Nachbarn gefürchtet wurde; dessen Fußstapfen überall mit dem Blute schuldloser Men-

schen gefärbt waren; **Ludwig** der XIV, überwand das halbe Europa; er fand in dem, damals schon so tief verschuldeten und so schröklich ausgesogenen Frankreich **Mittel genug**, einen **neunjährigen** und noch dazu ungerechten Krieg auszuführen: was wird denn erst **das freie Frankreich**, bei seiner **gerechten Sache**, und mit seinen, bei nahe **unerschöpflichen Hülfsquellen** vermögen! dessen **Heere** nicht aus Lohnknechten, sondern aus lauter **Bürgern** bestehen, die für ihre Freiheit, für ihr Eigenthum, für ihre Gattinnen und Kinder, Brüder und Schwestern streiten; die ihre überwundenen Feinde mit Großmuth behandeln; dem die Völker entgegen jauchzen, und vor dem nur die Unterdrüker der Menschenrechte beben! das **freie Frankreich** muß siegen, es muß über **alle** Könige Europens siegen, wenn es nur seinen aufgestellten **Grundsäzen** der **Gerechtigkeit**, des **Muths** und der **Menschlichkeit treu** bleibt!

Ich gehe nun wieder auf die Geschichte desjenigen Krieges zurücke, welcher mir diese kurzen Bemerkungen ablokte. Straßburgs Bürger nahmen an demselben beinahe keinen andern Antheil, als daß allemal, wenn von Seiten Frankreichs Schlachten gewonnen, oder Vestungen

gen

gen erobert wurden, das Herr Gott, dich loben wir! mußte gesungen *) und der Münsterthurn, und alle Häuser der Bürger erleuchtet werden. Als im Jahr 1691 den 9. Apr. die Vestung Mons, und mit ihr das ganze Hennegau, in Frankreichs Gewalt kam, brannten an unserm Münsterthurn 500 Wachsfackeln;

*) Diese gotteslästerliche Gewohnheit ist noch nicht abgegangen. Noch jezt, wenn die gekrönten Tyrannen Europens die ungerechtesten Kriege führen, wenn sie Schaaren von Menschen auf die Schlachtbank liefern; wenn sie die blühendsten Städte und Länder verheeren; freie Völker unterjochen; Millionen Menschen in Elend und Armuth stürzen — dann soll und muß das unterdrückte und getäuschte Volk in den Tempeln des Herrn Herr Gott, dich loben wir! singen; weil die Rachsucht und Herrschbegierde oder der Ländergeiz eines Fürsten befriediget worden ist; obgleich die gekränkte Menschheit seufzet, und das vergoßene unschuldige Blut zu dem gütigen und gerechten Menschen-Vater um Rache schreiet! O, er ist gekommen der Tag der Rache über alle Tyrannen, welche diese Seufzer erpresset, und Gottes schöne Erde mit dem Blut und mit den Thränen seiner edelsten Geschöpfe beflecket haben! Ja dann, wann der Allmächtige die Fesseln der Völker zerbricht, wenn er sie von ihren Unterdrückern befreiet; ihnen weise und gerechte Geseze giebt; und ihre Feinde vor ihnen zu Schanden macht; dann mag die gerettete Menschheit mit größerm Rechte singen:

Herr Gott dich loben wir,
Herr Gott wir danken dir!

ein gleiches geschahe im folgenden Jahr bei der Eroberung Savoiens und Piemont; bei Einnahme der Stadt und Vestung Namur, und bei allen andern beträchtlichen Eroberungen.

Sonsten hatte Straßburg von diesem Kriege mehr Vortheile als Schaden; er verursachte zwar bei uns Theurung der Lebensmittel, aber auch vielen Professionen, die Kriegsbedürfnisse verfertigten, großen Verdienst. Nun erkannten unsere Väter zum erstenmal das hohe Glück, das sie, **in Vergleichung mit ihrer vorigen Lage**, unter dem Schuz des mächtigen Frankreichs genoßen. Sie priesen jezt die Wege der Vorsehung, die sie wider ihren Willen, und auf eine so leichte und vortheilhafte Weise, mit Frankreich verbunden hatte. Nun erkannten sie aus lebendiger Erfahrung, daß der schwache, kurzsichtige Menschen-Verstand sehr oft über Begebenheiten seufzet und weinet, über welche er sich freuen sollte — oft das, was geschicht, für das gröste Unglück ansiehet, da er doch hintennach mit Scham und Freude gestehen muß, jene Begebenheiten, die wir so sehr bejammerten, waren doch der Grund unsrer Ruhe und unsres Glücks, dessen wir, und unsre spätesten Enkel, uns zu erfreuen Ursache haben. Nur das, daß unsere Väter sehen mußten, daß das teutsche Reich nun auch von Straßburg aus geängstiget und verheeret würde, verbitterte noch einigermaßen den Genuß ihrer Ruhe und ihres Glücks in diesem Kriege.

Rißwickischer Friedensschluß im Jahr 1697, den 30. October.

Endlich wurde dem Blutvergießen in dem berühmten Friedensschluß zu Rißwick, einem schönen Schloß in Holland, gesteuert. In demselben wurde **die Stadt Straßburg förmlich und auf ewig an Frankreich abgetreten, und zwar mit aller Souverainität; die Vestung Kehl an das Reich übergeben; der Rhein zur** natürlichen **Grenze** beider Reiche gesezt, der **freie Gebrauch** dieses Stroms hingegen **beiden Theilen** vorbehalten.

Straßburgs Hoffnung war also abermal getäuscht, und sein Schicksal, **zum Glück seiner spätern Enkel**, auf immer entschieden. Als der Magistrat davon officielle Nachricht erhielt, suchte er bei dem Könige um die Erneuerung der im Jahr 1681 geschlossenen Capitulation an; welche denn auch auf die feierlichste Art bestätiget wurde. **Hier endiget sich also, mit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, der stürmische Theil unserer Vaterländischen Geschichte!**

Wohlthätige Stiftungen.

Ich habe diesem **dritten Bande** der Vaterländischen Geschichte das **Bildnis** eines Mannes beigefügt, dessen Andenken allerdings verdient, daß es der Nachwelt aufbewahrt werde; indem er sich um die Stadt Straßburg in man-

cher Rücksicht sehr verdient gemacht hat. Es ist Markus Otto, von Ulm, gebürtig, Rath und ältester Advokat der Stadt Straßburg. Nicht nur war er unser bevollmächtigter Abgesandter bei dem Westphälischen Friedensgeschäfte, sondern er bereicherte auch unsere öffentliche Bibliothek mit seinem außerlesenen Büchervorrath. Auch wird sein Andenken durch das Ottonianische Stipendium verewigt, welches er um das Jahr 1673, zur Beförderung der Wissenschaften gestiftet hat.

Ostermairisches Legat.

Gestiftet von Hilarius Ostermaier, einem hiesigen Bürger, Schreiner und Bildhauer, im Jahr 1664. Für Gesellen und Lehrjungen solcher Professionen, die zum Bauen gebraucht werden; als Zimmerleute, Steinhauer, Schreiner, Schlosser, Bildhauer und Maler. Das Kapital ist 2,400 Liv. jährlicher Zins 96 Liv. Für das Jahr 1790 erhielt dieses Legat ein hiesiger Bildhauers-Geselle.

Steinbockisches Legat.

Von Joh. Daniel Steinbock, Beisitzer des ehemaligen großen Raths. Neben den vielen Vermächtnissen, die er 1657 an die öffentlichen wohlthätigen Anstalten vermachte, hinterließ er auch ein Legat von 8000 Liv. für 6 arme Mädchen, das Nähen zu erlernen, und für 6 junge Knaben die in die Schule gehen; für jedes dieser Kinder jährlich 24 Liv. Lehrgeld. Man meldet sich bei dem Verwalter der Milden Stiftungen.

Ende des dritten Bandes.

B S B
MÜNCHEN